Heinemann, Evelyn: Männlichkeit, Migrationsc und Gewalt. Psychoanalyt. Gespräche in einer Justizvollzug ausstalt. 2008, Stuttgart, Kohlhammer

2 Aggression und Gewalt in der männlichen Entwicklung

2.1 Männlichkeit und das väterliche Gesetz

Es war für mich ausgesprochen überraschend, dass 18 (75 %) meiner Gesprächspartner spontan von sich aus ihren Aufenthalt in der JVA als positiv und entwicklungsfördernd beschrieben. Bei den ersten Schilderungen war ich so verunsichert, dass ich nachfragte, ob sie mir das erzählten, weil sie dachten, ich hätte Einfluss auf die Begutachtung für Lockerungen oder andere Vergünstigungen. Dies wurde jedesmal glaubhaft verneint. Das Ergebnis entspricht einer Untersuchung zur geschlossenen Unterbringung, nach der 40 % der Jugendlichen im Nachhinein den Aufenthalt bedingungslos positiv sahen und immerhin noch 50 % der Jugendlichen wägten positive wie negative Erfahrungen gegeneinander ab (Ahrbeck und Stadler 2000, 26).

Folgende Antworten wurden spontan gegeben:

- „Im Knast habe ich mit dem Kiffen aufgehört und über mich nachgedacht. Das hat mir geholfen. Ich habe mir selbst geholfen."
- „Nach zehn Monaten im Gefängnis kam mich mein Vater besuchen. Ich habe dem Vater gesagt, dass alles gut werden wird. Da hat der Vater geweint."
- „Als ich kurz davor war, mich umzubringen, habe ich mit dem Pfarrer gesprochen."
- „Irgendwie bin ich froh, hier im Gefängnis zu sein. Ich habe gelernt."
- „Ich bin dankbar, dass ich hier drin bin. Ich habe meinen Hauptschulabschluss gemacht und verstehe mich mit meinen Eltern besser. Wir reden jetzt frei miteinander. Vorher waren mir meine Eltern scheißegal."
- „Ich bin im Knast zum Mann geworden. Ich habe einen Bart bekommen."
- „Im Knast geht es mir gut. Ich nehme keine Drogen mehr. Der Knast hat mich verändert. Ich bin optimistisch, jetzt alles anders zu machen."
- „Hier im Knast bin ich mir bewusster geworden. Ich verstehe mich jetzt mit meinen Eltern besser."
- „Ich bin froh im Knast. Ich habe gelernt, Geld selbst zu verdienen, dass es Pflichten gibt und morgens aufzustehen, wie ein normaler Mensch."
- „Vielleicht wäre ich ohne den Knast tot. Der Knast hat mich vom Tod bewahrt und davor, noch krimineller zu werden."
- „Hier im Knast kann man nachdenken."
- „Ich habe mehr Zeit für mich. Ich arbeite. Bei einem Brief gebe ich mir voll Mühe, vernünftige Wörter zu schreiben, keine Rechtschreibfehler zu machen … Ich will meine Sprache verändern, vernünftig und anständig schreiben. Ich komme dann als normaler und anständiger Mensch hier raus. Ich will etwas mehr im Kopf haben."

- „Irgendwo habe ich was gelernt. Ich habe das nur schon viel früher kapiert. Man hätte mich auch früher rauslassen können."
- „Ich habe hier im Knast meinen Hauptschulabschluss nachgemacht. Der Knast hat mir die Augen geöffnet."
- „Hier im Knast machte ich den Hauptschulabschluss. Ich habe lauter Einsen."
- „Seit ich im Gefängnis bin, nimmt sich mein Vater Zeit für Gespräche. Er kommt häufig, sogar manchmal für 1 ½ Stunden und wir haben uns versöhnt. Der Vater hat auch eingesehen, dass er Fehler gemacht hat."
- „Der Vater kam letztens zu Besuch und war auf Drogen. Ich habe ihn gebeten, nur noch zu kommen, wenn er nicht auf Drogen ist. Ich will mich jetzt auf meine Zukunft konzentrieren. Ich habe hier eine Entscheidung gefällt. Der Vater zieht mich runter, wenn ich hier meine Ausbildung mache. Ich habe jetzt Ziele und eine Zukunft."
- „Der Vater hat sich um 360° verändert. Er hatte nie gearbeitet. Jetzt geht er arbeiten, jetzt fühlt er sich schuldig. Er fühlt sich durch den Knast schuldig. Jetzt geht er arbeiten und übernimmt Verantwortung."
- „Der Knast hat mir gut getan. Jetzt habe ich Zeit zum Überlegen, bevor ich was tue. Ich hatte nie Zeit gehabt zu überlegen, ob etwas richtig oder falsch ist. Wenn irgendeiner einen dummen Spruch machte, gab es eine Schlägerei. Ich verstehe das heute nicht mehr. Wenn jemand was Blödes sagt, geht das zum einen Ohr rein und zum anderen raus. Ich mache hier eine Ausbildung im Knast. Ich denke hier nach. Hier im Knast kann ich nachdenken. Ich sehe, dass die anderen Leute so sind, wie ich mal war. Früher habe ich es gehasst, wenn mich jemand festgehalten hat. Jetzt halte ich selbst die Leute auseinander, um zu beschwichtigen. Ich bin sehr beliebt hier im Knast."

Die Grenzziehungen, die Einschränkungen zu agieren und die pädagogische Betreuung durch Sozialarbeiter und Bedienstete bieten offenbar die Chance für Entwicklung. Einige Gesprächspartner meinten auch, die Beziehung zum Vater habe sich verändert.

Winnicott (1988) sieht in der Bestrafung in Gefängnissen und Erziehungsanstalten den unmittelbaren Ausdruck einer negativen Funktion des Gesetzes, nämlich die Rachebedürfnisse der Gesellschaft zu befriedigen. Unbewusst sei im Strafbedürfnis ein Rachegefühl enthalten. Strafe diene der Gesellschaft, der Täter könne selten von der Strafe profitieren, entwickele eher masochistische Züge, um sich gegen Strafen zu wappnen. Winnicott sieht aber auch einen positiven Aspekt von Strafen, der allerdings fast nie eintrete: „Wenn z. B. ein Junge … die Existenz eines Vaters überhaupt in Frage stellt, kann er die Sicherheit, einen Vater zu haben, dadurch wieder gewinnen, dass dieser strenge Maßnahmen ergreift, wenn der Junge sich antisozial verhält. Aber eine solche Situation ist selten, und in einer Anstalt gibt es sie wahrscheinlich überhaupt nicht. Strafen haben nur dann einen Wert, wenn sie für den Heranwachsenden genau die starke, geliebte und zuverlässige Vaterfigur wieder lebendig werden lassen, die er verloren hatte. Jede andere Art von Strafe muss als blinder Ausdruck der unbewussten Rachegefühle der Gesellschaft bezeichnet werden." (ebd., 266 f.)

Der positive Aspekt der Strafe ist bei Winnicott die Stärkung der männlichen Geschlechtsidentifikation mit einem die Gesellschaft repräsentierenden, liebevollen Vater. Eine sadistische Bestrafung wiederholt die negative Vaterbeziehung, während die positive Bestrafungssituation dem Wunsch nach einer liebevollen, starken Vaterfigur nachkommt.

Aus psychoanalytischer Sicht ist die Gefahr des Strafens das Ausleben sadistischer Impulse, d. h. unreflektierter Gegenübertragungsimpulse auf Seiten der strafenden Instanzen. Der positive Aspekt der Strafe ist die Anerkennung des Gesetzes und der Realität, die durch den Vater vermittelt wird. Wie in der Lancanschen Schule (vgl. Heinemann, Hopf 2008, 255 f.) ist bei Winnicott der Vater Repräsentant des Gesetzes und der Realität. Das Kind muss in seiner Entwicklung die Gesetze der Realität anerkennen und eine omnipotente Verleugnung des Mangels und des Vaters aufgeben. Solche Realitätsverleugnungen sind beispielsweise:

- „Ich habe gedacht, ich bin unbesiegbar. Es war eine Herausforderung, ob sie mich kriegen oder nicht."
- „Ich hatte den Respekt vor Lehrern verloren. In Afghanistan hatte ich Respekt. In Deutschland wollen die Lehrer die Pause genießen. Wenn man was sagt, muss man sich auch um die Einhaltung kümmern. Wir Schüler dachten, wir hätten die Macht, können machen, was wir wollen. Schüler können sogar Lehrer anschreien. Ich bin mit der Atmosphäre hier nicht klar gekommen."
- „Ich habe mit dem Gericht spielen wollen. Ich habe gemerkt, dass die Richterin, wenn sie meine blauen Augen sieht und mich anschaut, mir immer noch eine Chance geben will. Ich habe es ausreizen wollen. Ich wollte sehen, wie weit ich gehen kann. Bis die Post vom Gericht kam, habe ich nicht geglaubt, dass ich in den Knast muss."

Natürlich müssen wir uns am Ende dieser Arbeit die Frage stellen, welche Bedingungen den Jugendlichen zur Verfügung gestellt werden können, damit sie eine Institution wie die JVA nicht benötigen, begrenzende und väterliche Erfahrungen zu machen. Eine JVA ist auch durch Inszenierungen von Gewalt, Misshandlung und Machtstrukturen der Jugendlichen/Heranwachsenden untereinander geprägt und schwächt so die Entwicklung der Jugendlichen/Heranwachsenden. Der Aufenthalt selbst bietet auch Stoff für eine narzisstische Verarbeitung. Im „Knastjargon" heißt es nicht, jemand hat 3 ½ Jahre Strafe erhalten, sondern 3 ½ Meter. Aus der Position des durch Strafe narzisstisch Geschwächten wird die des Weitspringers. Je weiter jemand springt, desto großartiger ist er. Einige Tattoos der russischen Gefangenen zeugen vom Stolz, im „Knast" gewesen zu sein. Herr C meinte, ein Mann ohne Knast sei wie ein Schiff ohne Mast, also kastriert.

Wie etabliert sich das väterliche Gesetz in der Entwicklung des Jungen in unserer Kultur?

Nach Mahler (1972) beginnt in der frühen Entwicklung des Kindes mit der Loslösung und Individuation etwa im zweiten Lebensjahr das Liebesverhältnis des Kindes mit der Welt. Es entdeckt die Welt und kehrt zum emotionalen Auftanken immer wieder zur Mutter zurück. Bei Winnicott (1987) entwickelt sich das Kind von der Mutter und den Übergangsobjekten über den Vater als triangulierendem Dritten zur Kultur. Über den intermediären Raum, dem potentiellen Raum zwischen Mutter und Kind entstehen die objektiven Objekte, indem das Subjekt das Objekt außerhalb des Bereiches seiner omnipotenten Kontrolle ansiedelt. Winnicott beschreibt diesen Vorgang auch als Desillusionierung. Lacan betont das väterliche Gesetz als Bestandteil der Trennung von der Mutter, die kulturschaffende Kraft des väterlichen „Nein" (vgl. Heinemann, Hopf 2008, 255 f.). In der Triangulierungstheorie (Abelin 1986) erhält der Vater die Funktion, Befreier aus der primären Beziehung zur Mutter zu sein, Individuation zu ermöglichen. Der Vater fördert die Erkundung der nicht-mütterlichen Welt. Das ödipale „Nein" führt zur Identifikation mit dem Vater, es setzt Liebe und Anerkennung voraus. Die Aggression ist notwendig zur Lösung aus der Mutterbindung.

Von Klitzing kritisiert an der Bindungstheorie, dass sie ausschließlich die Mutter-Kind-Bindung beleuchte. Er spricht von präödipalen Drei- und Vielsamkeiten und triadischen Beziehungserfahrungen, die zu innerer Repräsentation führen (2002b, 863). Von Anfang an haben komplexe triadische Beziehungen über die Mutter-Kind-Dyade hinaus in der Umwelt des Kindes zentrale Bedeutung. Von Klitzing sieht die Bildung mentalisierender Prozesse nicht nur durch Bindungssicherheit, sondern durch den Wechsel zwischen An- und Abwesenheit des mütterlichen Objektes, durch Befriedigung und Frustration bedingt. Das Kind findet sich selbst im Umgang mit unterschiedlichen Beziehungspersonen (ebd., 883). Bindungsverhalten findet auch gegenüber dem Vater statt, es ist beziehungs- und nicht individuumsabhängig (2002a, 92). Verschiedene Bindungsmuster bestehen nebeneinander, bis das Kind schließlich ein Modell bevorzugt und sich davon leiten lässt. Auch Heberle (2006) betont, dass die Dyade mit dem Vater deutlich sichtbar wird, wenn er als primäre Betreuungsperson fungiert. Die Vater-Kind-Dyade ist eher affektintensiver, aufregender und körpernäher. Sie hat einen eigenständigen Charakter neben der Mutter-Kind-Dyade.

Aus Sicht der Bindungstheorie muss der so genannte Identifikationswechsel des Knaben neu betrachtet werden. Greenson (1968) stellte die Theorie auf, dass das männliche Kind sein primäres Identifikationsobjekt, die Mutter, aufgeben muss, um sich mit dem Vater zu identifizieren. Männer seien sich deshalb ihrer Identität weniger sicher als Frauen. Sie müssen die Identifizierung mit der Mutter beenden und eine Gegenidentifizierung mit dem Vater aufbauen.

Chodorow (1985) machte die Theorie der Desidentifizierung zu einem Kernstück geschlechtsspezifischer Identitätsentwicklung. Für Mädchen bleibt das frühe Liebesobjekt, die weibliche Mutter auch das Objekt geschlechtlicher Identifikation. Die primäre Identifikation der Mutter mit Töchtern ist ihrer Theorie zufolge stärker, sie basiert auf dem Erleben der Tochter als Erweiterung des Selbst. Weil sich die Söhne geschlechtlich unterscheiden, erleben die Mütter diese eher als Gegenstück. Mütter von Söhnen betonen eher die Differenz. Knaben werden früher in die Autonomie gedrängt.

Trotz bestehender „präödipaler Drei- und Vielsamkeiten" ist der Knabe strukturell anders in der Entwicklung herausgefordert. Er benötigt männliche Identifikationsobjekte zur Sicherung seiner Geschlechtsidentität und ist mit der Gefahr der Intensivierung der frühen Mutterbindung immer auch inzestuös bedroht, da das frühe, Sicherheit spendende Liebesobjekt, die Mutter, weiblich ist. Gesellschaftliche Einflüsse und kulturelle Übereinkünfte bestimmen in weit stärkerem Maße die

Vater-Kind-Beziehung als dies vermutlich auf die Mutter-Kind-Beziehung zutrifft. Der Ausgang und die Verarbeitung des Ödipuskonfliktes ist weitgehend kulturell bestimmt (vgl. Kap. 2.2 und 2.3).

Nach Dammasch (2006a) ist es das intrapsychische Fehlen eines libidinös besetzten Vaterbildes, das mit dem Mutterbild positiv verbunden ist, das den Bodensatz der meisten psychosozialen Störungen von Jungen bildet. Die fehlende stabile Verinnerlichung des frühen und des ödipalen Dreiecks als Grundmuster des Fühlens und Denkens tangiere die männliche Identitätsbildung und führe speziell bei Jungen zur Ausbildung unflexibler Abwehrmechanismen und zur Vermeidung von Abhängigkeitsgefühlen, die das Selbst im Kontakt mit der frühen Abhängigkeit von einer Mutter bringen, die das Männliche nicht positiv spiegeln konnte. Es seien vor allem Jungen und Jugendliche ohne die Erfahrung und Verinnerlichung begrenzender und libidinöser Väterlichkeit, die in einer nicht-triangulierten Nähe zur Mutter stehen, die später auffallen durch aktiv unruhiges, aggressives, hyperphallisches Verhalten auf der einen Seite oder durch äußerlich passives, sich der grenzenlosen Grandiosität der Computerspiele, der Alkohol- oder Drogensucht verlierendem Verhalten auf der anderen Seite (ebd., 25 f.). Die reife männliche Entwicklung wird erschwert durch fehlende Getrenntheit von der Mutter und fehlende Gemeinsamkeitsgefühle mit dem Vater. Die Integration männlich-väterlicher und mütterlich-weiblicher Anteile in die Selbstrepräsentanz ist Ausdruck reifer männlicher Identität (ebd., 26).

Jungen weisen vor allem externalisierende Störungen auf, wie Aggression, Dissozialität, Hyperaktivität, hyperphallisches Verhalten. Beim Fehlen des Vaters wird die Beziehung zum Sohn oft frühzeitig sexualisiert. Ist die Paarbeziehung gestört oder fehlt der Vater, müssen sich Jungen, um männlich zu werden, von der verführerischen Mutter aggressiv abgrenzen. Die Ersatzpartnerfunktion bedeutet für die Jungen eine narzisstische Aufwertung im Sinne einer fehlenden ödipalen Realität. Wenn die Mütter neue Partnerschaften eingehen, werden sie entthront. Oft haben sie nur minimalen Kontakt zum leiblichen Vater, beschäftigen sich aber stark mit diesem. Mütter werten die fehlenden Väter aufgrund eigener Enttäuschungen oft ab. Die Jungen werden erheblich stimuliert, sexuell erregt und in manischer Weise angetrieben. Die Identifikation mit dem abwesenden bösen Dritten – „Das hat er von seinem Vater" – ist häufig zu finden (von Klitzing 2006, 84).

Die ödipal rivalisierende Auseinandersetzung mit dem geliebten und gehassten, weil begrenzend-kastrierenden Vater und die Überwindung der ödipalen Dynamik durch die schließliche Identifikation mit einem Vater, der die Mutter liebt, geht in der partnerschaftlichen Mutter-Sohn-Beziehung verloren. Es fehlt die sinnliche Erfahrung mit dem elterlichen Paar, das dem Jungen den Ausschluss zumutet und dadurch die Generationenschranke konstituiert (ebd., 141). Die partnerschaftliche Mutter-Sohn-Beziehung lässt unweigerlich sexualisierte ödipale Größenfantasien und Verfolgungsängste entstehen. Der Austragungsort ödipaler Begrenzungs- und Vaterkonflikte wird von der Familie auf den Staat verschoben. Die Schule wird zum Ort, wo der Junge zum ersten Mal mit Begrenzungen systematisch in Kontakt gerät. Lehrer werden zum Fokus idealisierender, aber auch aggressiver Vaterübertragungen. Die Erfahrung und die Anerkennung der Begrenzung präödipaler und ödipaler Grandiositätsvorstellungen sind Voraussetzung für eine reife Persönlichkeitsentwicklung (Dammasch 2006b).

Dammasch (2006c) beschreibt an Fallbeispielen von männlichen Schulstörern den Grundkonflikt, das väterliche Gesetz nicht nur zu bekämpfen, sondern es regelrecht zu verwerfen, ihm keine Bedeutung zu geben und sich selbst zum Bestimmer zu machen. Dabei komme es nicht selten zu einer Art inzestuösen Rausch mit der Mutter. Die Söhne werden als Selbst-Objekt gebunden, sie sind Gefangene in der unbewussten Beziehungsstruktur. Die Mütter setzen den Söhnen keine Grenzen. Bei einer Bindung an die Mutter und der Verwerfung des Vaters folge eine Ablehnung der Schule als Ort des symbolischen Dritten, entstehen schwere Störungen des Lernens.

Heinemann und Hopf (2006, 101 ff.) beschreiben als zentralen Konflikt in der Entwicklung hyperaktiven Verhaltens die ambivalente Bindung an die Mutter und vergebliche Suche nach dem Vater. 94 % der Jungen des Forschungsprojektes über AD(H)S entwickelten eine Hyperaktivitätssymptomatik, während 82 % der Mädchen eine ADS ohne Hyperaktivität entwickelten. In der Hyperaktivität bleibt das Kind an die Mutter ambivalent gebunden bei einem psychischen und/oder physischen Fehlen des Vaters. Die Hyperaktivität als Symptom ist dann Ausdruck einer Trennungs- und Bindungsstörung, das Kind bewegt sich von der Mutter weg und wieder zu ihr hin, es zappelt hin und her, ohne den Vater zu finden. Die Hyperaktivität dient als Abwehrprodukt der Selbst- und Objektabgrenzung zur Mutter durch gesteigertes körperliches Erleben und sie hat die Funktion der Sexualisierung und Aggressivierung mit hyperphallischem Verhalten. Dominanzverhalten, männliche Omnipotenzvorstellungen, Kontrollversuche, die Illusion des ödipalen Sieges und oppositionelles Verhalten gegenüber Autoritäten sind weitere Symptome. Die Hyperaktivität kann auch als manische Abwehr einer Depression verstanden werden.

Von den 24 Gesprächspartnern des Forschungsprojektes gaben 5 (21 %) an, in ihrer Kindheit die Diagnose ADHS erhalten zu haben. Alle Gesprächspartner sind schon früh in der Schule oder auch bereits im Kindergarten auffällig gewesen.

Bei Gewalttätigkeit und Dissozialität fehlt der Vater meist als positives Identifikationsobjekt. Die Jungen sind ödipale Scheinsieger, haben aber auch Schuldgefühle, Kastrations- und Inzestängste. Die Sehnsucht nach dem Vater bleibt erhalten. Eine Grenzen- und Regellosigkeit manifestiert sich in einer Über-Ich-Störung (vgl. Bauers u. a. 2007, 574).

2.2 Männlichkeit und das Gesetz der Gruppe

Auf das Fehlen des Vaters als positives Identifikationsobjekt reagieren männliche Jugendliche gerade in der Pubertät mit der Suche nach einer Gruppe Gleichaltriger. Diese Gruppenbildung wird fälschlicherweise als Ausdruck der Suche nach kultureller Identität gesehen. Alle Gesprächspartner erzählten, dass die Gruppe für sie eine große Bedeutung hatte, es aber völlig unerheblich war, aus welcher Kultur die Teilnehmer kamen. Die Gruppe besteht aus Jugendlichen verschiedenster Kulturen, meist auch aus deutschen Jugendlichen. In den Fallbeispielen des Kap. 3 wird deutlich werden, dass die Gruppe eine spezifische Abwehr-Funktion für die zentralen

Entwicklungsprobleme der Jugendlichen hat. Bei Herrn A diente die Gruppe der Abwehr von Strafangst, bei Herrn B der Abwehr von Todesangst, bei Herrn C der Sexualisierung, bei Herrn D der Abwehr von Angst und Schwäche, bei Herrn E der narzisstischen Anerkennung und bei Herrn F der Abwehr von weiblichen Selbstanteilen. Herrn G diente die Gruppe der Abwehr von Schuldgefühlen, bei Herrn H der Bewältigung der Angst vor der Gewalttätigkeit des Vaters, indem die eigene Gruppe ihm Schutz und Sicherheit bot, die fremde Gruppe, die Bedrohung durch den Vater reinszenierte.

Für alle Jugendlichen/Heranwachsenden hatte die Gruppe aber auch die Funktion der Sicherung der männlichen Identität.

„Nach der Schule sind wir auf die Straße gegangen. Mit der Gruppe hat man mehr Mut. Man verlässt sich auf die Anderen. Man muss sich beweisen, wer der Mutigste ist. Die anderen Gruppen waren Weicheier, auch die anderen Ausländer. Die waren nicht so wie wir."

„Auf der Straße gibt man sich jeden Tag den Wangenkuss, weil die Kumpel auf der Straße wie Brüder sind, wie eine Ersatzfamilie. Bei Marokkanern, Afghanen und Türken ist es üblich, sich zur Begrüßung einen Wangenkuss zu geben. Die Russen machen ihr eigenes Ding. Die begrüßen sich mit Handschlag, umarmen sich vielleicht, haben aber keinen Körperkontakt. Die Russen haben ihre eigene Ideologie. Als Russe darf man nicht helfen, man darf nichts machen. Es geht um die russische Ehre. Man darf im Gefängnis keinen Wagen schieben oder irgendwelche Dienste machen. Wenn man Hausarbeit machen würde, dann ist man ein „Pico" im Knast. Wenn ein Russe in den Knast kommt, muss er erst Tabak kaufen und den Tabak dem Chef der Russen geben, um Respekt zu zeigen. Wenn ein Russe im Gefängnis putzt, muss er 3000–4000,– Euro Strafe an den Chef zahlen, z. B. wenn er die Toiletten geputzt hat. Die Russen haben einen Boss, die Türken, Afghanen und Marokkaner teilen sich alles."

Die Gruppe selbst dient der Stabilisierung der Männlichkeit, die Mitglieder der eigenen Gruppe sind wie Brüder, die anderen sind die Weicheier. Bei den russischen Jugendlichen ist die Hierarchie durch Unterwerfung unter den Chef streng geregelt. In der Gruppe russischer Jugendlicher gibt es eigene Gesetze. Dem Chef müssen sie Respekt zeigen und Geld geben, wenn sie die Gesetze der Gruppe nicht befolgen. Der Chef regelt die Hierarchie innerhalb der Gruppe, z. B. durch die Erlaubnis bestimmte Tattoos zu tragen. Der Chef regelt über Strafen, dass keine „weiblichen" Arbeiten verrichtet werden.

Die Übergabe von Knaben in eine Männergruppe anstelle der Verarbeitung des Ödipuskomplexes, wie er in unserer Kultur gelebt wird, ist ein anderes kulturelles Lösungsmuster zur Stabilisierung geschlechtlicher Identität.

In Tonga (Polynesien) (Heinemann 1998b) beispielsweise wird in fast jeder Familie traditionell ein Junge als Mädchen erzogen. Diese Jungen entwickeln Identitäten, die wir in unserer Kultur als transvestitisch und transsexuell bezeichnen. Sie werden „fakafefine" genannt. Sozialisationsmodell in Tonga ist der mütterliche Klan. Kinder beiderlei Geschlechts verbringen die ersten fünf bis sechs Jahre im Kreis der Mütter und der Frauengruppe. Individuelle Autonomie spielt in der Erziehung keine Rolle. Im Alter von fünf bis sechs Jahren werden Jungen und Mädchen räumlich beim Schlafen getrennt, d. h. die Geschlechtsidentifikation durch äußere Trennung ein-

geleitet und durch zahlreiche Tabus aufrecht erhalten. Jungen und Mädchen dürfen nur bei Wahrung des größtmöglichen Abstandes miteinander essen. Der Junge wird dem Vater übergeben und muss nun in der Männergruppe Männerarbeiten verrichten. Eine ödipale Entwicklung wie bei uns besteht nicht, die männliche Identität wird durch Aufnahme in die Männergruppe und Arbeit mit dem Vater gesichert. Durch Zeremonien in der Männergruppe, wie die Kava-Zeremonie, wird die männliche Identität weiter gefestigt.

Die „fakafefine" dagegen verbleiben bei den Schwestern. Sie sind der Gefahr des Schwester-Bruder-Inzest und des Mutter-Sohn-Inzestes ausgesetzt. Sie entwickeln transsexuelles Verhalten, manche werden auch in der Pubertät in die Männerrolle gedrängt, haben aber zeitlebens weibliche Züge.

Ein Gesprächspartner: „Meine Mutter wollte, dass ich ein Mädchen bin. Mein Vater war dagegen. Die Brüder mussten beim Vater bleiben. Jetzt bin ich auch mit meinen Brüdern und dem Vater zusammen. Als ich bei den Mädchen war, konnte ich sie küssen. Jetzt habe ich eine Freundin, sehe sie aber so gut wie nie. Die Jungens ärgerten und schlugen mich sogar manchmal. Sie wollten, dass ich ein Junge bin. Die Mädchen küssten mich, da waren meine Brüder eifersüchtig. Meine Mutter hatte mich lieber als die anderen Kinder, die drei Mädchen wollten mit mir spielen." (ebd., 488)

Ein anderer Gesprächspartner: „Meine Mutter freute sich, dass ich die Frauenarbeiten machte. Ich machte alles im Haus zusammen mit meiner Mutter. Meine Mutter holte die Kinder des Bruders, wenn Männerarbeiten im Haus anfielen. Bei allem, was ich tat, folgte ich meinen Schwestern. Ich war immer mit ihnen zusammen. Mein Vater verbot mir, Frauenkleider zu tragen und schimpfte. Meine Mutter sagte ihm dann immer, er solle sich nicht einmischen und aufhören zu schimpfen. Als ich sechs Jahre alt war, nahm ich an einer Blumenschau teil und tanzte in der Gruppe der Mädchen. Das gefiel mir." (ebd., 485)

Die Inzestfantasie (die Nähe zur Mutter und den Schwestern) wird abgewehrt durch weibliche Identifikation. Die „fakafafine" geben scheinbar (es gibt unterschiedliche Grade) die Männlichkeit auf, um sich vor der Bedrohung des Inzests zu schützen. Die Mutter und alles Weibliche wird idealisiert. Die Aggression bleibt unbewusst und wird gegen das Selbst gewendet, z. B. im Geschlechtsumwandlungswunsch.

An die Stelle der Identifikation mit dem Vater über die Lösung des Ödipuskonfliktes rückt die äußerliche Trennung der Geschlechter und die Teilnahme an Männerarbeiten und männlichen Riten. Die Männergruppe ist dabei streng hierarchisch strukturiert, was sich in der Sitzordnung, den Redebeschränkungen und der Verteilung des Kava äußert. Aggressionen gegen Höherrangige wurden mit der Wendung gegen die eigene Person rituell abgewehrt. Niemand durfte den Leichnam eines toten Oberhauptes berühren, ansonsten konnte er zehn Monate nicht mit eigenen Händen essen und musste gefüttert werden. In der Trauerzeit schnitten sich Männer zum Zeichen der Loyalität mit Äxten tiefe Wunden in den Kopf. Als Opfergabe brachte man das Glied eines kleinen Fingers, wenn ein höherrangiger Verwandter erkrankte (ebd., 478).

Die Riten machen deutlich: Die Trennung der Geschlechter ist notwendig, um männlich zu werden und der Gefahr des Inzest zu entgehen.

Auch in Palau (Mikronesien) (Heinemann 1995) bleiben die Kinder beiderlei Geschlechts bis zum fünften Jahr in der Obhut der Mütter und weiblichen Angehörigen des Clans. Es besteht eine duale Aufteilung der Gesellschaft in eine Männerseite und eine Frauenseite. Es gibt Männergeld und Frauengeld, Männerarbeiten und Frauenarbeiten. Ab fünf Jahren muss der Sohn in der Männergruppe im Männerhaus schlafen und essen. Er muss jetzt Männerarbeiten verrichten und darf nicht mehr mit Frauen zusammen essen. Die Erziehung übernimmt der Bruder der Mutter. Jeder Mann und jede Frau ist zeitlebens Mitglied einer gleichaltrigen Männer- oder Frauengruppe.

Es gibt strenge Regeln in der Männergruppe: Die Sitzordnung ist genau nach Rang vorgegeben. Ohne Titel ist ein Mann ein „nackter Junge". Jeder Teilnehmer an der Männerversammlung hat einen Boten und kommuniziert über diesen mit dem Ranghöchsten, der schickt seinen Boten zurück. Das Männerhaus heißt „Haus des Flüsterns", es darf nur geflüstert und mit Boten kommuniziert werden. Politik heißt „Weg des Flüsterns". In den Frauenversammlungen wird nicht geflüstert.

Ein Gesprächspartner: „Flüstern ist Respekt zu wahren, nicht zu schreien, nicht zu emotional zu reagieren. Deshalb kaue ich auch zuerst meine Betelnuss, das gibt mir Zeit, ruhig zu werden, wenn ich mich über etwas ärgere." (ebd., 44)

Wenn der Ranghöchste anfängt zu essen, müssen alle essen, wenn er aufhört, müssen alle aufhören zu essen. Sprechhemmungen, Aggressionshemmungen, Essensregelungen und strenge Hierarchie mit Titel und Status regeln das Miteinander der Männer. Der Dualismus zweier Seiten, die miteinander zum Wohle des Ganzen konkurrieren und das Ziel der Machtbalance haben, kennzeichnet die Gesellschaftsstruktur. Wird eine Männergruppe der einen Seite von der der anderen Seite eingeladen, muss diese zu einem Gegenbesuch einladen. Das ganze Land und jedes Dorf ist zweigeteilt, man konkurriert in Wettkämpfen aber auch in Kriegen mit dem Männerclub der anderen Seite. Die Namen der Clubs sind „mutiges Tier" etc., Frauenclubs heißen „Schmetterling" etc.

In beiden Gesellschaften existiert für die männliche Entwicklung eine frühe Bindung an die Mutter und eine abrupte Lösung von der Mutter und Frauengruppe mit der Übergabe in die Männergruppe. Ohne die Männergruppe würde das männliche Kind gefährdet sein, zu verweiblichen. Die Männergruppe schützt vor der inzestuösen Bedrohung durch die Mutter und Schwestern. Die Gruppe der Männer ist streng hierarchisch strukturiert und Rituale regeln das Miteinander mit dem Ziel der Sicherung der männlichen Geschlechtsidentität und der Kontrolle der Aggression. Dabei waren diese Kulturen keineswegs friedlich. Die Männer führten Kriege, gingen auf Kopfjagd und übten einen rituellen Kannibalismus (vgl. Heinemann 1998b) aus.

Die Suche nach der Männergruppe zur Stabilisierung der männlichen Identität beim Fehlen eines ödipalen Entwicklungsmodells hat Tradition. Im Unterschied zu den kulturell streng geregelten Gesetzen der Männergruppen, die einziges Sozialisationsmodell der Kultur darstellen und damit der innerpsychischen Installation moralischer Regeln und einem so genannten „Clan-Gewissen" (Parin u.a. 1963) dienen, sind die Männergruppen der gewalttätigen Jugendlichen vom Fehlen der Verinnerlichung gesellschaftlicher Gesetze geprägt, sie dienen der individuellen Abwehr durch projektive Identifizierung und narzisstische Grandiosität. Der Circulus vitiosus einer innerpsychischen Reinszenierung ist nicht vergleichbar mit der

Installation des Inzesttabus und den moralischen Regeln einer kulturell geregelten Gruppen-Sozialisation. Auch ist die Männlichkeit durch verbale Provokationen wie „Hurensohn" oder „Pico" sowie durch körperliche Angriffe oder „schwule Blicke" der Mitglieder anderer Gruppen ständig bedroht.

2.3 Migration und Männlichkeit

Bereits die Äußerungen der Gesprächspartner zum Thema Migration in der Einleitung zeigen, dass migrationsbedingte äußere Konflikte nur eine untergeordnete Rolle spielen. Arbeitslosigkeit, Wertlosigkeitsgefühle, Scham über einen niedrigen sozialen Status, Angst vor Verlust der kulturellen und individuellen Identität, Konfrontation mit anderen kulturellen Werten sind hier zu nennen (Ardjomandi und Streeck 2002).

Als migrationsspezifischer innerer Konflikt wird oft das Konzept der Ehre und Familienehre genannt. Es gibt Konflikte bezüglich der Ehre im Zusammenhang mit der Provokation „Hurensohn".

„Wenn jemand sagt, meine Mutter ist eine Hure, dann muss man ins Gesicht schlagen, dann sagt er das nicht mehr."

„Wenn einer Hurensohn sagt und man sich nicht wehrt, dann sagen es am nächsten Tag alle."

Diese Provokationen werden auch von deutschen Jugendlichen genannt und betreffen die ödipalen Ängste gewalttätiger Jugendlicher allgemein. Da Jugendliche mit Migrationshintergrund in der Adoleszenz als Wächter der Frauenehre gesehen werden, fühlen sie sich hier besonders verletzbar, allerdings wirkt die Provokation nur im Zusammenhang mit hoher narzisstischer Verletzbarkeit, die durch kränkende und/oder traumatische Erfahrungen entstanden ist. Ein türkischer Vater riet in Gesprächen meinem Gesprächspartner immer wieder, sich nicht durch das Wort „Hurensohn" provozieren zu lassen: Er solle sich das nicht so zu Herzen nehmen, er wisse doch, dass es nicht stimmen würde. Die Provokation ist also nicht unmittelbar Folge eines Migrationskonfliktes.

Das Konzept der Familienehre beruht auf einem anderen ödipalen Entwicklungsmodell.

Herr D: „Wenn einer mich als Hurensohn bezeichnen würde oder jemand schlecht über meine Schwester sprechen würde, dann wäre das eine Ehrverletzung und darauf reagiere ich empfindlich. Ich würde von meinen Landsleuten bespuckt werden, wenn meine Schwester sexuellen Kontakt vor der Ehe gehabt hätte. Manche hängen ihre Schwestern auch auf."

Welchen Stellenwert hat das Konzept der Familienehre in der Sozialisation? Wie sieht die Kindheit der moslemischen Jungen und Mädchen im vorderasiatischen und nordafrikanischen Raum aus und gibt es einen kulturell anders geregelten Ausgang des ödipalen Konfliktes?

Orientalische Mütter sind nach Ardjomandi (2001, 84) stolz, wenn ihr erstgeborenes Kind ein Junge ist. Mädchen und Jungen werden in den ersten sechs Jahren

von den Müttern intensiv gepflegt. Die Mutter nimmt das Kind überall hin mit. Ab sechs Jahren spielen Väter eine größere Rolle im Leben des Jungen. Sie übernehmen jetzt Erziehungsaufgaben, die Mädchen bleiben bei den Müttern.

Die Trennung von der Mutter führe zu einer tiefen Ambivalenz gegenüber der Mutter. Große Fürsorglichkeit und zeitlebens zärtliches Verhalten der Männer untereinander, eine „Homosensualität" (ebd., 85), zeuge von einer Identifikation mit der verlorenen Mutter. Das ödipale Lösungsmuster des Jungen sei die Fantasie, dem Vater ausgeliefert zu sein.

- Dem Vater darf man nicht zu nahe kommen, damit keine Angst vor dem kastrierenden Vater entsteht. Man muss den Vater ehren und seine Macht anerkennen, Ehrbezeugungen signalisieren. Die Ehre des Vaters und seiner Frau muss respektiert werden.
- Gleichzeitig besteht die Hoffnung des Jungen, den Sieg über die Alten zu erlangen.
- Die islamische Mystik hat die Funktion, mit dem geliebten elterlichen Objekt, das mütterliche und väterliche Züge hat, zu verschmelzen und an Macht und Güte zu partizipieren (ebd., 90 ff.).

Große Bedeutung wird dem Scham-Affekt zugesprochen, der in der Wahrung der Ehre der Familie, insbesondere der Mütter und Schwestern, als deren Hüter sich die männlichen Familienangehörigen fühlen, besteht. Der Mann ist der Hüter der Frauenehre (Mutter, Schwestern und Töchter) (ebd., 93 f.).

Nach Charlier (2008) gibt es keine autonome Ich-Bildung und individuelle Entfaltungsmöglichkeiten. Eine kollektive Identität und Unterwerfung unter das patriarchische Prinzip wird gefordert. Dabei besteht nach Charlier eine Parallelität zwischen der Unterwerfung unter die religiöse Autorität und der Unterwerfung des Knaben unter die väterliche Herrschaft. Gehorsam und Unterwerfung unter den Vater werden gefordert. Angst spielt hierbei eine große Rolle: „Die Fähigkeit, Angst zu erzeugen, verschafft Achtung und Respekt und gilt als Tugend von Autoritäten" (ebd., 170). Die Vaterposition ist zentral, mächtig und unüberwindbar. Für den Knaben bleibt nur die Unterwerfung unter den Vater. Die Aggression wird verdrängt und die Väter werden idealisiert. Die individuationsfördernden Möglichkeiten von Pubertät und Adoleszenz können, so Charlier, nicht wirksam werden. Man muss sich bedingungslos den Autoritäten unterwerfen, sonst droht im Extremfall die Tötung. Das „Nein" der Adoleszenz, der Versuch der Separation, ist nicht möglich.

Mit der Übernahme der Beschützerfunktion der Mutter und den Schwestern gegenüber wird die individuelle Ablösung in der Adoleszenz durch vermehrte (inzestuöse) Nähe zur Mutter und den Schwestern verhindert. Der Sohn wird als Wächter der Familienehre weiterhin an die Familie gebunden. Diese Lösung ist allerdings nicht per se gewalterzeugend. Ich habe mich in allen Gesprächen als Frau zutiefst respektiert gefühlt. Ich empfand dies nicht als Idealisierung im Sinne einer Aggressionsabwehr, sondern als Ausdruck der starken Bindung und Liebe meiner Gesprächspartner zu ihren Müttern. Nur wenn die väterliche Beziehung von Gewalt geprägt ist, wird im Sinne der Identifikation mit dem Aggressor die Familienehre vor allem gewalttätig verteidigt.

Zwei meiner Gesprächspartner, Herr H und Herr I, sahen ihre Konflikte mit dem Gesetz unmittelbar im Zusammenhang mit dem Konzept der Familienehre. Beide hatten extrem gewalttätige Väter, Herr I war in der Kindheit regelrechten körperlichen Misshandlungen durch den Vater ausgesetzt. Beide Väter schlugen die Ehefrauen auf brutale Art und Weise. Beide kamen aus Familien, die bereits über mehrere Generationen sich hinziehende Konflikte mit Mord und Totschlag im Zusammenhang mit der Familienehre hatten. Konflikte innerhalb der Familie wurden gewaltsam gelöst.

Erst in Zusammenhang mit gewalttätigem Verhalten des Vaters und Versagen der Übernahme der väterlichen Funktion besteht die Gefahr, dass der Sohn aufgrund seiner Bindung an die Mutter und der Übernahme der Beschützerfunktion in den Kreislauf von Angst, Beschämung und Gewalt gerät. Das Konzept der Familienehre führt nicht zu Gewalt, erst wenn zusätzlich traumatisierende Entwicklungsbedingungen durch Gewalt vorliegen.

Herr I, ein afghanischer Gesprächspartner, der wegen Totschlags im Zusammenhang mit der Familienehre verurteilt wurde, meinte, man könne dem Vater gegenüber nicht „nein" sagen. Der Druck sei in Deutschland noch größer, weil die Älteren wissen, dass die Jugendlichen ein niedrigeres Strafmaß bekommen als die Erwachsenen. Die älteren Männer würden die Jugendlichen drängen, die Familienehre wieder herzustellen. Mit 15 Jahren müsse man in Afghanistan die Familie schützen. In Afghanistan würden Erwachsene die Angelegenheit untereinander regeln, es gebe kein Gericht. Wenn der Vater vor der Versammlung der Älteren erzählt hätte, seine Ehre sei verletzt worden, wäre alles klar gewesen. In Deutschland dagegen würden die Jugendlichen gedrängt werden, die Familienehre wieder herzustellen, weil sie ein niedrigeres Strafmaß bekommen.

Herr I betonte, dass die Familienehre vor allem die Frauen schütze. Die Taliban hätten in seiner Region alten Männern die jungen Frauen weggenommen. Seine Familie hätte Angst um die Schwester gehabt. Die Taliban hätten sie heiraten wollen. Dann wären die Taliban mit der Familie verbunden gewesen. In der Nacht sei die Schwester mit einem Onkel mit Hilfe von Schleppern nach Deutschland geflohen. Herr I konnte sich in Deutschland nicht dem Vater unterwerfen, weil er die Mutter zu schützen suchte.

Herr I: „Ich habe Schutzschild spielen müssen … Der Vater hatte die Mutter mal wieder geschlagen. Es war das erste Mal, dass ich die Mutter zu schützen suchte. Ich hatte dem Vater gesagt: ‚Wo warst du als ich dich brauchte? Die Mutter ist die einzige, die morgens aufsteht und für mich kocht. Fasse die Mutter noch mal an und ich schlage dich!' Ich bin dann abgehauen. Die Mutter flehte mich an: ‚Bitte Sohn, lass mich nicht allein.' Sie musste sich entscheiden, entweder Sohn oder Mann. Ich bin ausgezogen. In Afghanistan hätte der Vater mich erschossen, wenn ich so etwas gesagt hätte. Hier kontrolliert sich der Vater, er schlägt nicht ins Gesicht, damit andere nicht sehen, dass er schlägt (Herr I zeigte mir seine Narben am Kopf). Ich habe acht Monate alleine gelebt. Die Mutter kam dauernd zu mir und weinte viel. Ich konnte nichts essen. Sie kam und kochte für mich. Für die Mutter ging ich zurück. Ich musste mich entschuldigen. Die Mutter hatte vermittelt. Sie entschuldigte sich Tag für Tag, so habe ich es dann auch gemacht. Ich habe dem Vater die Hände geküsst."

Es ist die extreme narzisstische Kränkbarkeit des Vaters und der männlichen Verwandten von Herrn I, die eine Gefährdung sowohl für die Männer untereinander als auch für die Frauen darstellt.

Der Großvater von Herrn H, der in der Türkei den Freund der Mutter erschossen hatte, bekam in der Türkei nur vier Jahre Gefängnisstrafe, da, so Herr H, in der Türkei bis vor wenigen Jahren Ehrverletzungen als strafmildernd gesehen wurden. Herr H meinte auch, der Druck auf die Jugendlichen sei in Deutschland größer, weil Männer sich unvorsichtiger verhalten. In der Türkei seien die Männer vorsichtiger, wenn sie sich mit einer Frau treffen, da sie von der Bedrohung wissen. In Deutschland haben die Mädchen manchmal deutsche Freunde, die unvorsichtig seien.

Herr H, dessen türkischer Vater vor der Ehe mit Herrn H's Mutter bereits mehrfach verheiratet war und dem in Deutschland alle Frauen wegen brutaler Schläge davongelaufen waren, meinte: „Als ich acht oder neun Jahre alt war, ist die Mutter davongelaufen. Ich hatte mich sehr gefreut, vom Vater wegzukommen. Ich wollte die Familie schützen. Keiner sollte der Familie zu nahe kommen. Sie sollten Angst vor mir haben. Ich wollte durch Schlägereien beweisen, dass ich stärker bin als der Vater." Er fürchtete um das Leben der Mutter, die bereits in der Türkei nur knapp dem Tode entronnen war, als der Großvater sie wegen der Familienehre erschießen wollte.

Es ist das Erleben von Gewalt, nicht der andere Ausgang des Ödipuskomplexes und der Krise der Adoleszenz, das den Sohn in die Gewalt drängt. Die Bindung des Sohnes über die Familienehre an seine Familie anstelle adoleszenter Ablösung und Individuation kann auch zur Entwicklung eines reifen, islamisch-orientalischen, sozialen Über-Ichs als Ausgang des Ödipuskomplexes, wie ihn Ardjomandi (2001, 91) beschreibt, führen: An Macht und Güte partizipieren, indem man mit einem elterlichen Objekt verschmilzt, das mütterliche und väterliche Züge hat.

Herr H machte die Erfahrung, dass der neue, nicht gewalttätige türkische Partner der Mutter liebevoll und fürsorglich das Essen für die Mutter kochte, als diese vor Kummer wegen seiner Inhaftierung nichts mehr essen konnte und krank wurde. Erst in diesem Augenblick konnte er dem neuen Partner der Mutter seinen Platz überlassen und wollte ihn nicht mehr weglassen. Das Konzept der Familienehre enthält auch mütterlich fürsorgliche Aspekte. Die Unterwerfung unter den Vater führt offenbar nicht zur Verdrängung der Bindung an die Mutter. Vielleicht habe ich mich deshalb in den Gesprächen so respektiert gefühlt. Herrn H's Über-Ich-Introjekte waren durch den gewalttätigen Vater und Großvater bestimmt, wichen dann mit neuen Erfahrungen einem mütterlichen und väterlichen, fürsorglichen Über-Ich.

Die meisten Jugendlichen/Heranwachsenden haben eine bikulturelle Identität, sie leben gleichzeitig in zwei Kulturen und haben die Migration als Chance genutzt. Hier sind vor allem auch die Geschwister meiner Gesprächspartner zu nennen, die nicht kriminell geworden sind. Der Weg in die Kriminalität ist nicht unmittelbar migrationsbedingt, er ist das Ergebnis spezifischer individueller Erfahrungen, die ich nun exemplarisch aufzeigen möchte.

3 Psychoanalytische Gespräche in einer Justizvollzugsanstalt

„In der Psychoanalyse bestand von Anfang ein Junktim zwischen Heilen und Forschen, die Erkenntnis brachte den Erfolg, man konnte nicht behandeln, ohne etwas Neues zu erfahren, man gewann keine Aufklärung, ohne ihre wohltätige Wirkung zu erleben. Unser analytisches Verfahren ist das einzige, bei dem dies kostbare Zusammentreffen gewahrt bleibt. Nur wenn wir analytische Seelsorge treiben, vertiefen wir unsere eben aufdämmernde Einsicht in das menschliche Seelenleben. Diese Aussicht auf wissenschaftlichen Gewinn war der vornehmste, erfreulichste Zug der analytischen Arbeit." (Freud 1927, 293 f.)

Über den Zeitraum von sieben Monaten habe ich wöchentlich in einer Justizvollzugsanstalt für Jugendliche und Heranwachsende Einzelgespräche geführt. Die Gesprächspartner waren zwischen 18 und 21 Jahre alt. Die Teilnahme am Projekt war freiwillig. Die Motivation, an einem solchen Projekt teilzunehmen, war vermutlich das Bedürfnis, mehr über sich zu verstehen. Den Gesprächspartnern habe ich mitgeteilt, dass es darum gehe zu verstehen, warum sie in Deutschland kriminell geworden seien. Die Motivation, am Forschungsprojekt teilzunehmen, war unabhängig von der Schwere der Taten oder der Schwere der psychischen Konflikte. Die Strafen lagen zwischen zwei Jahren und drei Jahren und sechs Monaten Jugendstrafe, meist wegen Körperverletzung und Raubes. Nur zwei Gesprächspartner hatten wesentlich längere Haftstrafen wegen Totschlags. Die psychischen Konflikte waren zwischen narzisstischen Entwicklungsstörungen und psychosenahen Konflikten einzuordnen.

Analog zu einem therapeutischen Gespräch arbeite ich in psychoanalytischen Forschungsgesprächen mit der Methode des Szenisches Verstehens (Lorenzer 1973), der Reflexion von Übertragung und Gegenübertragung und analysiere den Prozess, da unbewusstes Material aufgrund bestehender Widerstände erst in einem längeren Prozess der Beziehung verstehbar wird. Einsicht und Erkenntnis über die Zusammenhänge der Entwicklung in die Kriminalität sollten dabei auch den Gesprächspartnern nutzen. Deutungen hatten die Funktion, Einsicht in unbewusste Zusammenhänge zu erzeugen und die Fähigkeit der Mentalisierung zu fördern. Die Affektivität sollte mentalisiert und Raum für Denken geschaffen werden (vgl. Kap. 1.5). Über das Einlassen auf die Beziehungen, die Anteilnahme und das Verstehen kam ein Prozess in Gang, der zwar nicht den Rahmen einer Therapie hatte, aber doch positive Entwicklungsanstöße gab.

Im Unterschied zum Idealfall einer therapeutischen Beziehung, der in der Realität auch nicht immer eintritt, war das Ende der Gespräche durch das Ende des Forschungsprojektes oder die Entlassung der Gesprächspartner bestimmt und nicht durch den therapeutischen Prozess. Bei drei Gesprächspartnern schien es mir wichtig, ihnen auch nach dem Ende des Forschungsprojektes von mir aus die Möglichkeit anzubieten, mich in Falle eines Gesprächswunsches, z. B. in einer Krisensituation, über ihre Sozialarbeiterinnen kontaktieren zu dürfen. Zur Stabilisierung der weiteren Entwicklung sind solche realen Präsenzen, im Gegensatz zur rein inneren

Präsenz, im Einzelfall auch nach den Ende einer Therapie notwendig (vgl. Rauchfleisch in Heinemann, Rauchfleisch, Grüttner 2003).

Um die Anonymität meiner Gesprächspartner zu gewährleisten, nenne ich weder Namen, Alter noch Straftaten. Details, wie die genaue Anzahl der Geschwister, die möglicherweise zum Wiedererkennen führen könnten, habe ich ausgelassen. Auch die Hinweise auf die Herkunftsländer habe ich vage gehalten und nur dort erwähnt, wo es mir zum Verständnis des Falles notwendig erschien.

Herr A: „Der ist ja noch klein, dem passiert nichts" – Gewalt als Inszenierung traumatischer Strafangst

Herr A kam nervös und voller Hoffnung zum ersten Gespräch. Er saß mir gegenüber und wirkte wie ein schüchternes, hilfloses Kind. Wie so oft bei meinen Gesprächen konnte ich mir anfangs gar nicht vorstellen, dass er zu den Straftaten, die er begangen hatte, fähig war. Er wollte unbedingt am Forschungsprojekt teilnehmen.

Er erzählte sogleich, dass seine Eltern aus Afghanistan kommen. Er sei mit 11 Jahren zusammen mit der Mutter nach Deutschland gekommen. Der Vater habe damals bereits mit den anderen Geschwistern in Deutschland gelebt. Der Vater sei mit den Geschwistern, nachdem er, Herr A, als Kind von den Taliban in ein Erziehungscamp geholt wurde, geflohen. Die Mutter sei geblieben und habe auf ihn gewartet. Dann seien sie gemeinsam der Familie nachgereist.

Bereits nach diesen ersten Sätzen spürte ich eine tiefe Betroffenheit und Nähe zu Herrn A. Ich ahnte, dass Herr A unter schweren traumatischen Erlebnissen litt. Ich sagte ihm, dass er Furchtbares erlebt zu haben scheine,

Er erzählte weiter. Er sei von den Taliban mitgenommen worden und fünf Jahre in einem Erziehungscamp gewesen.

Ich spürte, wie er sich gegen die überwältigenden Erinnerungen wehren musste, er wechselte das Thema und erzählte von Deutschland.

Er könne sich noch genau erinnern, wie es war, als er nach Deutschland kam. Zuerst sei er froh gewesen, aber dann sei die Angst hochgekommen. Ich fragte nach. Er erzählte von einem Schlüsselerlebnis. Er habe an einem Automaten Geld eingeworfen, das Geld sei aber immer wieder herausgekommen. „Ich probierte es immer wieder und drückte auf den Automaten. Ich konnte nicht aufhören." Schließlich sei die Polizei gekommen. Die Polizei hätte ihn mitgenommen und zu Hause abgeliefert. Einer der Polizisten habe gesagt: „Der ist ja noch klein, dem passiert nichts."

Nachdem er sich dieser Sätze erinnerte, konnte er sich wieder dem in Afghanistan Erlebten zuwenden. Im Camp der Taliban hätte man Menschen, die geklaut hätten, vor versammelter Schülerschaft, es seien etwa 500 Schüler in diesem Camp gewesen, die Hände abgehackt. Er sei nach dieser Szene mit dem Automaten unglaublich erleichtert und froh gewesen, dass er nicht die Hände abgehackt bekam.

Ich war beeindruckt, dass er mir sofort Zusammenhänge schilderte, die ich eigentlich erst nach einigen Monaten zu verstehen erwartet hatte. Ich fragte ihn, ob er über diese Erlebnisse habe reden können. Er meinte, er habe mit seinem Vater nie über das, was er erlebt hatte, gesprochen. Der Vater habe auch nie danach gefragt. Mit der Mutter habe er gelegentlich darüber zu sprechen versucht. Der Vater habe aber immer gesagt, er solle nicht darüber sprechen. Sein Vater sei wie ein Fremder. Und traurig meinte er: „Er war nicht da, als ich klein war."

Er erzählte von Bestrafungsaktionen wie Schlagen, Mit-den-Füßen-nach-oben-Aufhängen und Auf-die-Fußsohlen-Schlagen. „Man durfte dort nicht reden. Man sollte tun, was man gesagt bekam."

Bereits im ersten Gespräch konnte Herr A über das, was ihn seit Jahren ängstigte und quälte, reden, ja sogar einen Zusammenhang zu seiner Entwicklung in die Kriminalität herstellen.

In den nächsten Gesprächen betonte er immer wieder, wie wichtig es ihm sei, mit mir zu sprechen. Ich fühlte mich als wichtiger Container für das Grauen, das er mir schilderte.

Viele Gespräche kreisten um die Erlebnisse im Camp. Dort habe man immer beten und den Koran lesen müssen, aber schreiben habe er nicht gelernt. Man sei ständig bedroht gewesen, bestraft zu werden. Man habe ihn aus dem Elternhaus herausgeholt. Er habe mitkommen müssen. Sein Onkel habe dann vergeblich versucht, ihn aus dem Camp herauszuholen und die Mutter habe auf ihn gewartet, um mit ihm nach Deutschland zu gehen. Er fragte sich, ob der Vater auch in einem Camp erzogen worden sei. Die Mutter wolle die Gespräche darüber nicht hören. Sein Vater sei gewalttätig. Er habe schon oft die Mutter vor dem Vater schützen wollen. Die Mutter wolle den Vater nicht verlassen, nicht seine Ehre und seinen Stolz verletzen. Er selbst sehe sich nicht als Afghane. Als er hergekommen sei, habe er es in Ordnung gefunden, dass Frauen zu Hause seien, aber nicht, dass sie geschlagen werden.

Er sei dann in Deutschland in die Schule gegangen, habe gesehen, dass es Mädchen gäbe, die in die Schule gehen und Lehrerinnen, die Jungen was beibringen. „Bei uns gab's so etwas nicht, dass Frauen Gelehrte waren." Wenn Frauen nicht zu Hause geblieben seien, wären sie umgebracht worden.

Der Vater habe ihn mit einem Mädchen aus Afghanistan verheiraten wollen, aber er habe sich selbst ein Mädchen aussuchen wollen. Der Vater habe ihn geschlagen, weil er versucht habe, Mädchen kennen zu lernen. Er habe gesagt, die Leute reden über dich, und habe ihm gedroht, ihn rauszuschmeißen. „Wenn du ein Mädchen willst, dann musst du uns verlassen, musst du verschwinden. Sonst kannst du hier bleiben." Er habe sich zwischen den Eltern und der Freundin entscheiden müssen.

Wir sprachen über die unterschiedlichen kulturellen Vorstellungen. Herr A konnte sich aus Enttäuschung über den Vater nur mit der deutschen Kultur identifizieren. Als sein Onkel es geschafft habe, dass er aus diesem Camp herausdurfte, habe sein Vater den Flug bezahlt und er sei mit der Mutter nach Deutschland gekommen. Am Flughafen angekommen, habe er sich gefreut wie nie in seinem Leben.

Er habe dann einen sechswöchigen Deutschkurs gemacht und sei gerne in die Schule gegangen. Er habe angefangen, Drogen zu nehmen. Der Vater habe ihn immer geschlagen, wenn er nicht gebetet habe und vor allem, weil er eine Freundin hatte. Er sagte, er habe seine Freiheit gebraucht und er sei verliebt gewesen. Er habe viel Scheiße gemacht. Die Polizei sei öfter vorbei gekommen, aber er habe das Gefühl gehabt, ihm könne hier nichts passieren. Und dann habe er immer mehr gemacht. Er habe gedacht, die bringen mich hier nicht um. Selbst für einen Einbruch werde er nicht bestraft.

Nachdem die Polizei gesagt habe, dass er noch zu klein für den Knast sei, habe er zusammen mit Freunden Überfälle gemacht und Läden ausgeräumt. Er habe eigentlich keine Straftaten begehen wollen, aber er habe Drogen kaufen wollen, weil ihm ein Kumpel gesagt habe, er könne seine Erlebnisse bei den Taliban vergessen, wenn er Drogen nehme. Sein Vater habe ihn dann der Drogen wegen rausgeworfen. Er habe in dieser Zeit bei Freunden und auf der Straße gewohnt.

Seinen Vater kenne er erst seit wenigen Jahren. Der Vater habe beim Essen nicht mit ihm geredet, habe kein Gefühl für ihn gehabt. Mit dem kleinen Bruder sei der

Vater spazieren gegangen. Er habe sich immer gefragt: „Warum redet er nicht mit mir? Warum hat er mich nicht gern?" Er meinte, es läge daran, dass der Vater ihn als Kind nicht erlebt habe. Der Vater sei ihm fremd.

Wenn er aus dem Gefängnis komme, soll er wieder nach Hause kommen. Sein Vater habe gesagt: „Wenn du keine Freundin hast, kannst du nach Hause kommen." Seine Mutter liebe er über alles. Die Mutter würde ihn auch mit der Freundin akzeptieren. Der Vater würde aber weiterhin sagen, nur wenn er die Frau aussuche, dürfe er zu Hause bleiben. Hier im Gefängnis bete und arbeite er.

Die anderen Kumpel hätten ihn angestiftet, ihm gesagt, er solle Drogen nehmen, und er sei dann mitgegangen. Als er anfing, Drogen zu nehmen, habe er kein Mitleid mehr gehabt. Die Kumpels hätten ihm auch gesagt, hier könne ihm nichts passieren. Nach einem Raub werde er nach zwei Stunden wieder freigelassen. Aus der Schule sei er dann rausgeflogen, weil er Geld gestohlen hatte. Vorher habe er sich in der Schule wohl gefühlt. Er sei auch nicht abgelehnt worden. In der Schule habe er immer gesagt, er habe nicht geschlafen, wenn er auf seine Müdigkeit angesprochen wurde.

Es brach dann in dieser Stunde aus ihm heraus: Seinen Vater habe er gehasst, weil er den Bruder mochte und nicht ihn. Die Mutter habe er geliebt. Er habe den Jungs geglaubt, die hier geboren wurden. Er habe geglaubt, dass sie Ahnung haben, dass nichts passiert.

Nachdem Herr A zehn Monate in der JVA war, kam ihn der Vater besuchen. Herr A war nach diesem Gespräch wie verwandelt. Er geriet in einen regelrecht euphorischen (manischen) Zustand. Er sprach fast nur noch von diesem Gespräch.

Der Vater sei ins Gefängnis gekommen, um ihn zu besuchen. Er habe mit ihm gesprochen. Er habe dem Vater erzählt, was er bei den Taliban erlebt habe. Der Vater habe gesagt, er solle nicht darüber sprechen, damit man nicht denke, seine Familie gehöre zu den Taliban. Der Vater habe aber gefragt, ob es helfe, dass er darüber rede. Der Vater habe gesagt: „Du hast einen Fehler gemacht. Das wird schwierig werden für dich. Du sollst nicht darüber reden." Der Vater wolle nicht wissen, wie es bei den Taliban war. Am Ende des Besuches habe der Vater aber gesagt, er werde für ihn sorgen und er würde dafür sorgen, dass er eine Therapie bekomme. Das habe ihn sehr erleichtert. „Wenn der Vater so mit mir redet, freut mich das, wenn er an mich denkt. Wenn mein Vater was sagt, dann macht er das auch." Er habe über ein Jahr auf der Straße gelebt, sei sogar manchmal dem Vater begegnet. Der Vater habe aber nicht mehr mit ihm geredet. Nachdem er nun zehn Monate im Gefängnis sei, sei der Vater ihn besuchen gekommen. Er habe dem Vater gesagt, dass jetzt alles gut werden würde. Daraufhin habe der Vater geweint. Der Vater habe Angst gehabt, dass die Leute denken würden, er sei ein Terrorist, weil er bei den Taliban gewesen sei.

Ich dachte in dieser Zeit, welche Sehnsucht nach dem Vater er unterdrückt haben musste, dass ein solcher Besuch ihn solche Hoffnungen wecken ließ. Ich fürchtete, dass er erneut enttäuscht werden würde.

Mit dem Rat des Vaters, nicht über die Erlebnisse zu sprechen, geriet Herr A mehr und mehr in Angstzustände. Er hatte Alpträume. Er träumte, er sei mit dem Onkel in einer Stadt in Afghanistan. Die Taliban schlugen den Onkel und drohten, ihn in ein Loch mit Wasser zu werfen. In einem anderen Traum kam ein Mann zu

ihm, fragte warum er darüber rede. Er sagte: „Du machst dir das Leben schwer." „Er stach mir mit einem Schwert ins Bein und hielt das Schwert an meinen Kopf. Ich wachte mit Angst auf. Ich hatte das Gefühl, ich werde verrückt."

Ich war beunruhigt, machte mir Sorgen um ihn. Wir sprachen über das Redeverbot des Vaters, das sich mit dem Redeverbot der Taliban vermischte und seine Todesängste. Herr A wehrte sich weiter gegen das Redeverbot und nahm eine therapeutische Haltung dem Vater gegenüber ein.

Er wolle seinem Vater helfen. Sein Vater könne nicht reden. Er glaube, dass sein Vater ähnliche Erlebnisse hatte. Er könne nicht sprechen. Er sitze zu Hause nur in der Ecke herum und er wolle, dass sein Vater eine Therapie mache. Als ich weiter danach fragte, meinte er, der Vater sei gewalttätig. Er schlage die Mutter, werde sehr schnell aggressiv und deswegen glaube er, dass es besser wäre, der Vater würde auch mit einem Psychologen reden. Er wolle einen Job suchen, um der Mutter zu helfen, dass sie eventuell zu ihm ziehen könne.

Er sah den Vater auch als Opfer, der Vater solle eine Therapie machen, er wollte seiner Familie helfen.

Nach etwa vier Monaten, in der Zwischenzeit war eine Pause durch die Weihnachtsferien, erzählte er, dass in den letzten zwei Wochen seine Träume in Ordnung gewesen seien. Vor drei bis vier Wochen sei es sehr schlimm gewesen. Er habe sich manchmal das Leben nehmen wollen. Wenn er darüber spreche, kämen in seiner Zelle anschließend die Gedanken hoch und die Bilder. Wenn er dann alleine sei, habe er Angst, jemand verfolge ihn. „Bevor jemand mich tötet, möchte ich mich lieber selber töten."

Auch ich verlor manchmal den Boden unter den Füßen. In mir stiegen Ängste hoch, von den Taliban erschossen zu werden. Ich hielt die Angst aus, wir waren uns beide einig, dass es für ihn wichtig ist, darüber zu sprechen. Ich sprach auch an, dass wir hier ja in Sicherheit seien.

Herr A befand sich sichtlich im Konflikt zwischen dem Redeverbot und der Hoffnung, die er mit dem Vater verband. Herr A bat mich, ihm eine Adresse für eine mögliche Therapie mitzubringen, wohin er sich wenden könne, wenn er entlassen werde. Ich gab ihm eine solche Adresse.

Sein Problem seien die Drogen gewesen. Er habe Geld für die Drogen gebraucht. Er wolle jetzt eine Therapie machen und keine Drogen mehr nehmen. Er sei froh über den Besuch des Vaters. Er habe sich noch nie so gut mit dem Vater verstanden. Er sagte, der Vater werde für ihn sorgen, dass er in die Schule gehe, eine Arbeit bekomme und eine Therapie mache. Er habe sich sehr gefreut. Der Vater habe nie mit ihm gesprochen. Er habe nicht damit gerechnet, dass er ihn besuchen komme. Er sei jetzt offener. Deshalb sei vielleicht das Gespräch anders verlaufen. Es habe immer Konflikte gegeben, wenn er wegen der Drogen spät nach Hause gekommen sei. Er habe nicht auf den Vater gehört. Er habe immer gedacht, der Vater habe Unrecht und er habe Recht. Als der Vater jetzt gekommen sei, hätten sie sich umarmt. Beide hätten Tränen in den Augen gehabt. Der Vater habe gemeint, er sähe gut aus. Der Vater habe sich gefreut, habe aber auch Angst gehabt, dass er ihm Probleme mache. Aber er wolle jetzt für eine Therapie sorgen.

Wieder spürte ich die unvorstellbare Sehnsucht, wie Herr A sich an diesen Besuch klammerte mit der Hoffnung, der Vater werde sich um ihn kümmern. Aus

dem Redeverbot wurde sogar die Hoffnung, der Vater würde ihm eine Therapie erlauben.

In der Schule sei das Lesen ein Problem gewesen. Er habe Deutsch verstanden. Als er dann aber Drogen genommen habe, habe ihm alles Probleme gemacht. Er sei aggressiv geworden. Er habe nicht auf den Lehrer gehört. Auch die anderen Kumpels hätten Drogen genommen und Witze gemacht. Sie seien einfach aufgestanden, hätten ihre Tasche genommen und seien rausgegangen. Im Jugendzentrum habe es einen Drogenberater gegeben. Mit dem habe er aber nicht gesprochen. In der ersten Schule seien die Lehrer in Ordnung gewesen. Die seien zufrieden mit ihm gewesen. Am Anfang der Hauptschule sei es auch in Ordnung gewesen. Dann sei er kaputt gegangen. Er habe sich hier in Deutschland von Anfang an wohl gefühlt.

Jetzt würde er einsehen, dass er wegen den anderen Kumpels seine Familie im Stich gelassen hätte. Hier in den Knast kämen nur die Mutter und der Vater und nicht diese Leute zu Besuch.

Nach fünf Monaten ging es ihm sichtlich besser. Er erzählte, seine Alpträume seien weg. Er fühle sich sehr wohl. Sein Vater habe ihm einen Fernseher geschickt. Sein Vater kümmere sich. Sein Vater habe gemerkt, dass er sich geändert habe. Er sei ein böser Junge gewesen, der nicht auf seinen Vater gehört habe. Sein Vater sei mal hart und mal weich. Er habe auch eine gute Seite. Wenn er rauskomme, wolle er arbeiten, seinen Führerschein und die Schule fertig machen. Er benötige eine Bescheinigung für die Schule, auf welchem Stand er sei. Seine Mutter könne kein Deutsch. Auch sein Vater könne kein Deutsch. Als ich fragte, wer dann zur Schule gehen und ihn anmelden soll, meinte er, dass eine Nachbarin das wahrscheinlich machen könne. Ich empfahl ihm, die Sozialarbeiterin hier im Haus zu bitten, dies zu tun.

Ich kam zur nächsten Stunde im Gefühl, dass Herr A auf einem guten Weg war. Ich war dann wie vor den Kopf gestoßen, als ich hörte, dass er dem Bediensteten, der ihn aus seiner Zelle zum Gespräch holte, sagte, er wolle nicht mehr kommen. Der Bedienstete sagte ihm, dass er mir das selbst sagen solle.

Herr A blieb im Gang stehen und wollte mir auf Zuruf sagen, dass er nicht mehr komme. Ich bat ihn ins Zimmer, um mir zu sagen, was los sei. Es sei kein Problem, wenn er nicht mehr kommen wolle. Er sass mir gegenüber in einer Mischung aus Stolz und Schuldgefühl. Er meinte, der Vater habe ihm die Gespräche mit mir verboten. „Wenn der Vater ‚nein' sagt, darf ich nicht weiter machen."

Ich war verblüfft, vor allem, weil ich wenig Trauer, sondern eher Stolz bei Herrn A spürte. Im ersten Moment fühlte ich mich auch gekränkt. Ich wusste auch nicht, ob der Vater oder Herr A nicht mehr wollte.

Als wir uns die Hand zum Abschied reichten, meinte er dann doch etwas traurig, es hätte ihm gut getan mit mir zu sprechen: „Die Mutter hat es erlaubt, der Vater nicht." Wir verabschiedeten uns.

Interpretation

Herr A erlebte eine enge Bindung an die Mutter. Die Mutter liebte er über alles. Die Mutter wartete auf ihn, sie ließ ihn in Afghanistan nicht im Stich. Die Mutter fühlte

sich empathisch in den Sohn ein, sie erlaubte ihm die Gespräche mit mir, sie akzeptierte die Freundin, die sich Herr A ausgewählt hatte.

Mit sechs Jahren wurde er, wie er erzählte, von der Mutter getrennt und in der Jungengruppe in dem Camp, nach seinen Angaben waren dort 500 Jungen, erzogen. Die Erziehung war rigide auf eine Unterwerfung unter patriarchalische und religiöse Strukturen ausgerichtet. Die Trennung von der Mutter, die Strafdrohungen und die Todesangst waren traumatische Erlebnisse für Herrn A.

In Deutschland konnte er die Enttäuschung über den Vater spüren. Er hasste den Vater. Der Bruder wurde seiner Einschätzung nach bevorzugt. Er konnte sich nicht dem Vater unterwerfen, wollte frei sein. Vermutlich auch aus Liebe zur Mutter, die er schützen wollte, auch aus Liebe zur Freundin, fühlte er sich nicht als Afghane.

Die Eltern sprachen kein Deutsch und er konnte nicht schreiben. Die Schule in Deutschland versagte, ein Kind mit diesem Erfahrungshintergrund zu fördern. Seine Müdigkeit wurde vom Lehrer nicht weiter hinterfragt. Mit einem sechswöchigen Deutschkurs ist einem Kind mit diesem Ausbildungsstand nicht zu helfen. Herr A nahm Drogen und wurde kriminell. Er musste die Schule verlassen und wurde anschließend auch aus dem Elternhaus ausgestoßen.

Herr A war schwer traumatisiert. Er wurde aus dem Elternhaus gerissen, der Vater floh nach Deutschland und er war im Camp extremen Strafdrohungen ausgesetzt. In Deutschland angekommen drängte die Angst ins Bewusstsein und wurde in der Realität inszeniert. Herr A folgte den Gesetzen nicht und fürchtete, wie bei den Taliban bestraft zu werden. Er war aber auch getrieben von der Erleichterung, nicht wie bei den Taliban bestraft zu werden. Er inszenierte mit seinen Taten die Strafdrohung und die Erleichterung, nicht bestraft zu werden. Das Trauma wurde agiert, aber nicht wirklich bewältigt. Es musste immer neu inszeniert werden. Die Erfahrungen konnten durch das Redeverbot nicht mentalisiert werden.

Herr A wandte sich der Gruppe der Kumpels zu, mit denen er Drogen nahm, um zu verdrängen und mit denen er in die Kriminalität abrutschte. Die Funktion der Gruppe war hier vor allem eine Stärkung seiner spezifischen Abwehr. Er glaubte den Kumpels mehr als seinem Vater. „Die leben schon lange hier, ich habe geglaubt, was die sagen." Die Gruppe bestärkte ihn im Gefühl, ihm könne in Deutschland nichts passieren, selbst für einen Einbruch werde man nicht bestraft. Die Gruppe diente der Stabilisierung der Abwehr. Die Nationalität der Mitglieder spielte keine Rolle. Ein Drogenberatungsangebot im Jugendzentrum konnte er nicht annehmen, es hätte ja gerade die Abwehr destabilisiert. Drogen und Kriminalität dienten der Abwehr.

Im Gefängnis wurde der Drang zu sprechen größer. So kam ihm das Forschungsprojekt vermutlich wie gerufen. Anfangs war sein Erleben geprägt von einer massiven Spaltung. Er hasste den Vater, er liebte die Mutter und Deutschland und er idealisierte mich bzw. die Therapie. Ich war der Container für seine Ängste. Er konnte mentalisieren, was er vorher agierte.

Als der Vater ihn besuchte, verstärkte das Redeverbot seine Angst. Er hatte aber die Ich-Stärke und vermutlich auch der Vater die Empathie, das Redeverbot so auszulegen, dass es noch nicht als absolut zu verstehen war. Er kam weiter in der Illusion, der Vater unterstütze ihn bei der Therapie. Immerhin schaffte sich Herr A den Raum, seine Ängste mit mir zu bearbeiten. Erst als er sich der Fürsorge des Vaters

sicherer war, als der Vater sich kümmerte und einen Fernseher schickte, unterwarf er sich dem Vater. Herr A begann bereits in den letzten Gesprächen, den Vater mit seinen guten und schlechten Seiten zu sehen und sich innerlich mit ihm, soweit dies möglich war, zu versöhnen.

Herr A unterwarf sich dem Vater und brach die Beziehung zu mir ab. Ich habe mich gefragt, ob es sich um einen Beziehungsabbruch etwa im Sinne einer Borderline-Störung handelte und ob der Abbruch der Beziehung der Abwehr diente. Wenn ich meine Gefühle auf diesen Abbruch betrachtete, kam ich zu einem anderen Verständnis. Ich reagierte nicht mit Aggression, sondern dem eher mütterlichen Wunsch, dass er in seiner Hoffnung auf den Vater nicht enttäuscht werde. Ich verstand die Hinwendung als kulturell geprägte Form der Aufnahme der väterlichen Beziehung. Der Vater schien auch verlässliche Qualitäten zu haben, denn er arbeitete schon seit seiner Ankunft in Deutschland und sorgte für die Familie. Herr A wechselte nicht einfach von einem nur negativen Bild des Vaters zu einem nur positiven. Er sah den Vater realistischer, auch wenn er seine Ängste noch etwas manisch abwehrte.

Herr A begegnete mir noch gelegentlich im Hof oder im Gang und war jedesmal sehr erfreut, mich zu sehen. Er fragte mich immer interessiert, wie es mir gehe, woraufhin ich zurückfragte, wie es ihm gehe. Ich spürte mich weiter mit ihm verbunden, hatte das Gefühl des Bedauerns, dass er nicht weiter kommen konnte, verstand dies aber als kulturelle Hinwendung zum Vater, die in dieser Form gehandhabt wurde. Vielleicht fühlen sich Mütter in islamischen Kulturen so, wenn ihre Söhne der Männergruppe integriert werden und plötzlich nicht mehr in ihrem Zuständigkeitsbereich sind.

Herr H: „Ich wollte die Familie schützen" – Gewalt und das Konzept der Familienehre

Mit Herrn H führte ich nur drei Gespräche, da er erst kurz vor dem Ende des Projektes in die JVA kam. Auch Herr H freute sich, mit mir sprechen zu können und saß mir freundlich und zuvorkommend gegenüber.

Herrn H's Eltern kämen aus der Türkei. Der Vater lebe seit 40 Jahren in Deutschland, die Mutter seit 20 Jahren. Er sei in Deutschland geboren, habe noch viele Geschwister, von denen noch ein Bruder kriminell geworden sei. Er fürchte, dass auch sein kleinerer Bruder gefährdet sei. Der sei zur Zeit sehr aggressiv und habe die Schule abgebrochen. Die anderen älteren Geschwister seien verheiratet und berufstätig.

Er meinte, er sei kriminell geworden, weil er kein Vorbild hatte. Ich fragte, ob sein Vater kein Vorbild war. Er meinte „nein". Der Vater sei sehr aggressiv. Alle hätten Angst vor ihm. Der Vater arbeite seit 30 Jahren in einer Firma. Der Vater habe mehrere Körperverletzungen begangen. Er sei allerdings in Deutschland nur einmal wegen Körperverletzung verhaftet worden. Der Vater habe auch die Mutter geschlagen. Der Vater sei vorher schon mehrfach verheiratet gewesen, die Frauen seien alle weggelaufen, weil er sie geschlagen habe. Seine Mutter sei dann auch weggelaufen und habe alle Kinder der vorhergehenden Frauen, die ihre Kinder beim Vater lassen mussten, mitgenommen.

Jetzt habe die Mutter wieder einen Partner. Der schlage nicht, der sei in Ordnung. Ich fragte ihn, ob er auch vom Vater geschlagen worden sei. Er meinte, sein Vater habe ihn nur einmal geschlagen. Die Mutter sei immer dazwischen gegangen. Dann habe die Mutter Prügel bekommen. Ich sagte, das müsse ja ziemlich schlimm für einen jungen Mann sein, wenn er sehe, wie die Mutter für ihn geprügelt werde. Er meinte, ja, dass sei schlimm gewesen. Als er acht oder neun Jahre alt war, sei die Mutter davongelaufen. Er habe sich sehr gefreut, vom Vater wegzukommen. Der Bruder sei erst aggressiv geworden, als er jetzt in den Knast gekommen sei: „Ich wollte die Familie schützen. Keiner sollte der Familie zu nahe kommen. Sie sollten Angst vor mir haben. Ich wollte durch Schlägereien beweisen, dass ich stärker bin als der Vater. Ich habe gearbeitet seit ich 13 Jahre alt war, auch neben der Schule. Ich habe älteren Menschen geholfen, von denen ich kein Geld wollte. Die haben mir aber immer etwas zugesteckt."

Mit 15 Jahren habe er einen älteren Kriminellen kennen gelernt. Sie hätten Freundschaft geschlossen und gemeinsam mit anderen die Taten begangen. Die Mutter habe in der Zeit gearbeitet und nichts davon gemerkt. Draußen sei er ein anderer Mensch als drinnen bei der Mutter gewesen. Er sei aber schon früh auffällig gewesen. Im Kindergarten sei er wegen seiner Aggressionen rausgeflogen. Wenn er geschubst wurde, habe er zugeschlagen. Er habe sich nicht klein kriegen lassen wollen. Wenn jemand etwas weggenommen habe, sei er sehr aggressiv geworden. In der Grundschule habe er dann Probleme mit dem Lesen und Schreiben gehabt und sei in die Sonderschule gekommen. Dort habe er den Sonderschulabschluss gemacht, anschließend den Hauptschulabschluss nachgemacht. In der Sonderschule habe er sich wohl gefühlt. Er sei da auch aggressiv gewesen. Alle hätten Angst vor ihm gehabt, sowohl die Lehrer als auch die Schüler. Er sei leicht ausgerastet und

habe Tische umgeschmissen. Aber die hätten nicht überreagiert, sondern mit ihm geredet, ihn beruhigt und ihn nicht bestraft. Das habe ihm sehr gut getan. Er sei nie diskriminiert worden. Er habe sich in Deutschland wohl gefühlt, und er wolle auch nicht in die Türkei. Im Knast habe er keinen Kontakt zum Vater, aber der Vater wäre wahrscheinlich stolz auf ihn, dass er wegen Körperverletzung im Knast sei. Wegen der Taten sei der Vater sicher nicht stolz, aber wegen der Körperverletzungen. Ich sagte: „Ein Mann muss stark sein?"

Er meinte, die Mütter der anderen Kinder hätten ihre Kinder beim Vater gelassen. Ich fragte, ob er auch Angst gehabt habe, dass die Mutter ohne ihn weggehe. Er meinte: „Nein. Die Mutter hat uns zu sehr geliebt."

Die Mutter sei bereits früher in der Türkei mit einem Mann zusammen gewesen und habe ihren ersten Mann sehr geliebt. Der sei vom Großvater erschossen worden. Deshalb habe sie keine Angst mehr vor einem Mann. Der erste Mann habe die Mutter mit ihrem Einverständnis entführt. Die beiden hätten sich sehr geliebt und wollten heiraten. Der Opa sei dagegen gewesen, weil der Mann kein Geld hatte. Der Opa habe auch die Mutter erschießen wollen, die Kugeln seien aber vorbeigeflogen. Der Opa habe viele Konflikte wegen Blutrache und Familienehre gehabt.

Der Opa sei dann in der Türkei zu vier Jahren Gefängnis verurteilt worden. Als ich erstaunt fragte: „So wenig?" meinte Herr H, in der Türkei habe bis vor einigen Jahren Ehrenmord als strafmildernd gegolten. Der Vater seines Vaters und der Opa, der Vater der Mutter, hätten sich dann im Gefängnis in der Türkei kennen gelernt und überlegt, dass ihre Kinder heiraten könnten, auch ohne dass Geld bezahlt werde. Die Väter seien sich einig gewesen. Der Vater des Vaters habe ebenfalls wegen Mordes im Zusammenhang mit einer Familienfehde im Gefängnis gesessen.

Ich fragte, ob er so werden wollte wie die Großväter. Er meinte ja, weil sie so stark waren. Er habe so werden wollen wie die beiden. Ich fragte, ob er als Kind viel Angst gehabt habe? Er sagte ja. Einerseits habe er den Vater geliebt, aber auch gehasst. Wenn er nicht aggressiv gewesen sei, sei er ein Engel gewesen, der liebste Mensch der Welt. Und von einer Sekunde auf die andere habe er sich ändern können. Ich fragte: „nach Alkohol?" Er verneinte. Der Vater habe keinen Alkohol getrunken. Der Vater habe ihm immer gesagt, er solle keine ehrlosen Sachen machen.

Er sei abgerutscht, als der Vater nicht mehr da war und die Mutter noch keinen neuen Freund hatte. „Wenn ein Kerl meine Mutter angesprochen hatte, bin ich ausgerastet." Ich fragte, ob er eifersüchtig gewesen sei. Herr H: „Ja. Ich habe die Mutter ganz für mich haben wollen und in dieser Zeit habe ich mich einer kriminellen Gruppe angeschlossen."

Mit dem neuen Freund der Mutter sei er erst nicht einverstanden gewesen. Er habe sich immer ins Zimmer zurückgezogen, wenn er nach Hause kam. Die Mutter habe aber immer hinter ihm gestanden und gesagt, „wenn ihr euch nicht versteht, muss er gehen und nicht du." Später habe er sich dann mit ihm vertragen. Jetzt sei er froh, dass dieser Mann bei der Mutter sei. Er wolle nicht mehr auf Andere hören und nur noch für die Familie da sein.

„Ich habe gedacht, ich bin unbesiegbar. Es war eine Herausforderung, ob sie mich kriegen oder nicht. In Kämpfen bin ich nicht besiegbar. Ich hatte nichts gegen die Polizei, habe nie ‚Scheiß Polizei' gesagt. Die hilft und schützt. Ich wollte eigentlich Polizist werden. Das klappte aber nicht. Ich schaffte es nicht wegen der Schule."

Der Onkel habe gesagt: „Du bist jetzt der Mann im Haus. Du musst auf die Brüder aufpassen." Er sei nicht mehr wie ein Kind behandelt worden. Das sei in der Türkei so.

Ich fragte ihn, ob die Situation nicht eine Überforderung für ihn gewesen sei. Er meinte ja, er sei erst 16 Jahre alt gewesen. Die anderen Kriminellen seien älter gewesen. In der Gruppe seien auch Deutsche gewesen. Der Knast habe ihm gut getan. Jetzt habe er Zeit zum Überlegen, bevor er was tue. Er habe nie Zeit gehabt zu überlegen, ob etwas richtig oder falsch sei. Wenn irgendeiner einen dummen Spruch machte, habe es eine Schlägerei gegeben. Er verstehe das heute nicht mehr. Wenn jemand was Blödes sage, gehe das zum einen Ohr rein und zum anderen raus. Er mache hier eine Ausbildung im Knast. Er denke hier nach. Hier im Knast könne er nachdenken. Er sehe, dass die anderen Leute so seien, wie er mal gewesen sei. Früher habe er es gehasst, wenn ihn jemand festgehalten habe. Jetzt würde er selbst die Leute auseinander halten und festhalten, um zu beschwichtigen. Er sei sehr beliebt hier im Knast. Wenn jemand Probleme habe, versuche er zu vermitteln und nicht noch mehr Öl ins Feuer zu gießen. Ich fragte, woher er diese Fähigkeit habe. Er sagte sofort: „Das habe ich von der Mutter gelernt. Ich bin hier ruhiger geworden, wie die Mutter."

In der Zeit, als er kriminell wurde, habe er eine feste Freundin gehabt, eine deutsche Freundin. Die Mutter sei mit ihr einverstanden gewesen. Die Mutter habe sie gemocht. Aber er habe sich schon vor dem Knast von ihr getrennt. Nachdem er sich getrennt hatte, habe er auch aufgehört zu arbeiten und sei dann auf immer mehr dumme Gedanken gekommen. Den Job habe er wegen der Schule hingeschmissen, für den Schulabschluss, um besser lernen zu können.

Wir kamen auf das Thema Familienehre zurück. Er erzählte, er habe im Fernsehen gesehen, dass der Vater den Sohn dazu animieren wollte, die Schwester umzubringen. Der Vater würde die Tochter zu sehr lieben, um es selber zu tun und deswegen schicke er den Sohn. Wenn in der Moschee z. B. alle über den Vater und die Familie reden, dann gerate er unter Druck, weil alle was sagen. Ich fragte, warum die Söhne das machen und nicht der Vater selbst. Er meinte, die Söhne wollen das eigentlich auch nicht, aber wenn man stundenlang auf sie einrede, dann wissen sie nicht, was sie glauben sollen. Der Opa habe die Mutter sehr geliebt und nachdem sie den Vater mit seinem Einverständnis geheiratet habe, habe er sich einen Monat ins Zimmer eingeschlossen und nur geweint, nachdem sie zu Hause ausgezogen war. Ich fragte: „Und trotzdem hat er versucht, sie zu töten?" Herr H: „Ja. Im Dorf, wenn über jemand geredet wird, dann entsteht der Druck."

Er habe vieles von der Mutter. Die Mutter sei sehr mutig. Sie habe gewusst, dass der Vater sie erschießen würde, wenn sie die Kinder hier in Deutschland mitnehme. Sie sei zur Schule gekommen und habe die Kinder abgeholt.

Ich stimmte zu, dass die Mutter sehr mutig sei und er meinte sichtlich stolz: „Ja, ich bin stolz auf sie. Es gibt nicht viele Frauen, die so mutig sind wie meine Mutter."

Ich fragte nach dem neuen Partner der Mutter. Er sagte, der Stiefvater sei gut gebaut, psychisch, aber er lasse sich sehr viel gefallen von seinem kleinen Bruder. „Deswegen haben wir keinen Respekt vor dem Stiefvater." Der kleine Bruder habe nur vor ihm Respekt. Der Stiefvater sei ein lieber Mann. Er würde nie was sagen und habe ein großes Herz.

Er sei an falsche Freunde geraten, habe nicht „nein" sagen können. Er habe nie „nein!" sagen können. Wenn er mit dem Bruder gespielt habe, und dieser den Ball haben wollte, habe er ihm den Ball gegeben.

Ich sprach noch einmal das Thema der Familienehre an. Er meinte, die Väter hätten keine Eier dazu, den Jugendlichen falle es leichter. Die Väter hätten Angst vor dem Knast. Die Väter hängen nicht so an ihren Söhnen, sie würden arbeiten und säßen im Café herum. Die Mütter seien immer bei den Kindern. Der Sohn sei dann ein Held. Das sei hier schlimmer als in der Türkei. Dort passen die jungen Männer besser auf, dass sie nicht erwischt werden.

Er sei wie der Vater, die Wut habe er von ihm: „Wenn ich ausraste, weiß ich nicht mehr, was ich tue. Es reichte, dass mich jemand anschubste." Jetzt habe er mehr Toleranz. Der Vater habe von einer Sekunde zur nächsten ausrasten können, wenn man ihm z. B. widersprach. Ich: „Deshalb können Sie nicht ‚nein' sagen!"

Er sei in gemischten Gruppen gewesen, es habe Spaß gemacht abzuhängen: „Wir haben uns den Rücken geschützt. Wenn wir zusammen durch die Gegend liefen, haben wir ein Auge auf den Anderen geworfen, ihn geschützt, z. B. wenn wir zusammen in die Disco gingen."

Jetzt versuche er, erst zu reden, nicht zu schlagen. Er möchte anders werden. Im Knast habe es ihm geholfen, mit den Beamten und den Sozialarbeitern zu reden. In der Sonderschule sei er ruhiger geworden, weil er eine Lehrerin gehabt habe, die mit ihm in Einzelgesprächen geredet habe. Nach der Schule sei er schlimmer geworden. In der Schule habe er mit Stühlen um sich geschmissen, die Lehrerin habe aber mit ihm geredet. Er habe nie vertrauen können, bei ihr habe er plötzlich vertrauen können. Es sei ein gutes Gefühl gewesen zu reden.

Er möchte einen Beruf haben und sich dann hocharbeiten. Er könne Weiterbildungen machen und dann mehr verdienen.

Ich: „Sie haben eine realistische Erwartung: Man muss arbeiten und sich hocharbeiten."

Bei der Ausbildung kenne er seine Grenzen. Er könne nicht erwarten, dass ihn jemand als Computerspezialisten einstelle, wenn er das nicht sei. Die Einstellung habe er vom Vater, der habe immer gut gearbeitet und gut verdient in der Fabrik.

Er habe anfangs Probleme mit dem neuen Mann der Mutter gehabt. Er sei ja der Mann im Haus gewesen. Der neue Mann habe sich unter ihn gestellt. Er habe dann aber gesehen, dass die Mutter glücklich war.

Ich fragte nach: „Sie stehen über dem Mann der Mutter?"

Er grinste stolz: „Ich bin stärker, das gibt der Mutter Sicherheit. Die Mutter ist jetzt stärker geworden. Sie hat die Hosen an."

Er habe den Mann anfangs nicht gemocht. Seit er im Knast sei, sei er stolz, dass die Mutter diesen Mann gefunden habe, weil er die Mutter beschütze und bei der Mutter bleibe. Wenn er rauskomme, wolle er sich um die Papiere des Stiefvaters kümmern: „Ich lasse ihn nicht im Stich. Ich lasse ihn nicht mehr weg. Als ich in den Knast kam, hatte die Mutter Probleme. Sie konnte nichts mehr essen und es ging ihr schlecht. Sie bekam Medikamente und ging nicht mehr arbeiten. Er sorgte für sie und jetzt geht es ihr wieder gut."

Ich: „Sie sind ihm dankbar?" Herr H: „Ja."

Er wolle Kinder haben und müsse Geld verdienen. Der Vater habe schon als Kind angefangen zu arbeiten und die Familie versorgt. Er sei stolz auf den Vater. Zu Hause habe er alles gemacht, was die Mutter wollte, er sei der liebste Junge der Welt gewesen. Draußen konnte ihn keiner anfassen, er habe immer Schläge verteilt.

Früher habe er nie geredet, jetzt erleichtere es ihn. „Früher konnte ich nicht reden, wenn ich mich gestritten hatte, deshalb habe ich geschlagen. Ich habe aber nie eine Frau geschlagen."

Früher habe er machen können, was er wollte. Jetzt habe er erfahren, dass die Beamten stärker seien als er. Das habe ihn beeindruckt. Jetzt falle es ihm leichter, sich selbst zu kontrollieren.

Ich war in den drei Gesprächen sehr beeindruckt von der Reflexionsfähigkeit, der Offenheit und dem Vertrauen, das mir Herr H entgegenbrachte. Ich fragte ihn mehrfach, ob ich denn über seine Familiengeschichte mit Mord und Totschlag wirklich schreiben dürfe und er versicherte mir, dass er damit einverstanden sei.

Interpretation

Die Bedeutung der Mentalisierung und der Versprachlichung kann man nicht besser ausdrücken, als Herr H dies tat. Das Sprechen habe ihm geholfen, die Aggression zu kontrollieren, in der Sonderschule und im Knast. „Früher konnte ich nicht reden, deshalb habe ich geschlagen."

Auch die Grenzziehung durch den Aufenthalt in der JVA hat er positiv erlebt. Früher habe er gedacht, er sei unbesiegbar. Es sei eine Herausforderung gewesen, ob sie ihn kriegen oder nicht. Im Knast habe er angefangen nachzudenken. Jetzt habe er erfahren, dass die Beamten stärker seien als er. Das habe ihn beeindruckt. Jetzt falle es ihm leichter, sich selbst zu kontrollieren.

Herrn H's Kindheit ist geprägt von Angst und dem Erleben von Gewalt durch den Vater. „Alle hatten Angst vor ihm." Die Mutter schützte ihn vor den Schlägen des Vaters. Der Vater konnte aber auch der liebste Mensch der Welt sein. Er habe den Vater geliebt und gehasst. Widersprechen durfte man dem Vater nicht. Herr H ist mit dem Vater und den Großvätern im Sinne der Identifikation mit dem Aggressor identifiziert. Wenn er nur angeschubst wurde, rastete er aus. Er war schon als Kind so aggressiv, dass er in die Sonderschule wechseln musste. Er ist aber auch mit den positiven Aspekten des Vaters identifiziert. Er bewunderte den Vater, weil er fleißig arbeitete und früh die Familie versorgte. Herr H hat eine erstaunlich realistische Vorstellung und Arbeitshaltung. Er will sich hocharbeiten und weiterbilden. Er verfügt auch über Eigenschaften der Mutter, er vermittelt bei Streitigkeiten und ist beliebt.

Als die Mutter mutig den Vater mit allen Kindern verließ, meinte der Onkel, er sei jetzt der Mann. „Ich wollte die Familie schützen. Keiner sollte der Familie zu nahe kommen. Sie sollten Angst haben vor mir. Ich wollte durch Schlägereien beweisen, dass ich stärker bin als der Vater." Der Liebe der Mutter konnte sich Herr H uneingeschränkt sicher sein. Offen meinte er, dass er die Mutter ganz für sich haben wollte und eifersüchtig auf jeden Mann war, der sich der Mutter näherte. In dieser Zeit habe er sich einer kriminellen Gruppe angeschlossen. Herr H wurde in die Position des Beschützers der Familie gedrängt.

Die Gruppe der Jugendlichen hatte für Herrn H die Funktion, Angst und Gewalt immer neu zu inszenieren. Die eigene Gruppe beschützte ihn: „Wir haben uns den Rücken geschützt." Die Bedrohung durch die fremde Gruppe reaktivierte die Bedrohung durch den Vater. So war er in seiner Fantasie stärker als der Vater geworden: „Ich dachte, ich bin unbesiegbar."

Die Bindung zur Mutter war sehr eng. Herr H liebte seine Mutter über alles. Aber auch die Mutter stellte ihn über ihren neuen Partner: „Wenn ihr euch nicht versteht, muss er gehen und nicht du." Die Mutter konnte nichts mehr essen und wurde krank, als Herr H ins Gefängnis kam.

Das Konzept der Familienehre bindet die Jugendlichen an die Mütter und Schwestern. Fehlt der Vater real, wird die Bindung enger und der Druck, erwachsen und stark zu sein, größer. Herr H rutschte ab, als der Vater nicht mehr da war und die Mutter noch keinen neuen Partner hatte. Der Großvater war so eng an die Mutter von Herrn H gebunden, dass er sich vier Wochen in sein Zimmer einschloss und nur noch weinte, als sie heiratete und auszog. Diese Bindung erzeugt Angst vor Beschämung. Wenn Herr H Hurensohn genannt wurde, rastete er aus. Grundlage der Familienehre ist eine stark (inzestuöse) Bindung, die nicht über Autonomie in der Adoleszenz wie in der westlichen Kultur gelöst wird. Die Bindung bleibt über die Familienehre bestehen.

Wie bereits beschrieben (vgl. Kap. 2.3) ist dieses Konzept nicht per se gewalttätig. Erst im Zusammenhang mit Erfahrungen von Gewalt in der Erziehung besteht die Gefahr, den Konflikt gewaltsam zu lösen. Beide Großväter von Herrn H waren gewalttätig, hatten zahlreiche andere Konflikte in Bezug auf die Familienehre und ihre männliche Ehre. Konflikte mit Gewalt zu lösen, war bei beiden Großvätern ein integrierter Über-Ich-Bestandteil. Herr H: „Mein Vater wäre stolz auf mich, dass ich wegen Körperverletzung im Gefängnis bin, aber nicht wegen ehrloser Taten."

Herr H erlebte sich als stärker als den neuen Partner der Mutter. Den neuen Partner der Mutter konnte er anfangs nicht leiden, weil er nicht stark genug war. Das änderte sich, als er ins Gefängnis kam und der neue Partner bei der Mutter blieb, er der Mutter liebevoll das Essen kochte, als diese vor Kummer seiner Inhaftierung wegen nicht mehr essen konnte und krank wurde. Jetzt wolle er sich um den Mann kümmern und ihn nicht mehr weglassen. Jetzt konnte er ihm seinen Platz bei der Mutter überlassen. Herr H löste die Bindung zur Mutter nicht über Autonomie, sondern über eine vielleicht mütterliche Fürsorglichkeit.

Mit der Inhaftierung und der Erfahrung, nicht unbesiegbar zu sein, gerieten vermutlich Herrn H's väterliche Über-Ich-Introjekte ins Wanken. Vielleicht kam es bei Herrn H zur Entwicklung eines reifen, islamisch-orientalischen, sozialen Über-Ichs als Ausgang des Ödipuskomplexes, wie ihn Ardjomandi (2001, 91) beschreibt: an Macht und Güte zu partizipieren, indem man mit einem elterlichen Objekt verschmilzt, das mütterliche und väterliche Züge hat.

Ausblick: Politische, pädagogische und therapeutische Konsequenzen

Was können wir aus den Gesprächen mit den Heranwachsenden lernen? Welche Konsequenzen müssten gezogen werden?

Härtere Strafen, exotische Erziehungscamps mit militärischem Erziehungsstil sind sicher nicht die Antwort auf die Probleme der Jugendlichen. Es ist bereits hinreichend bekannt, dass die Strafe zeitnah den ersten Taten folgen sollte, damit die Omnipotenzvorstellungen nicht weiter genährt werden, in einem gesetzesfreien Raum zu leben. Herr G meinte, die Richterin nur anschauen zu müssen, um noch eine weitere Chance zu erhalten. Fast alle Heranwachsenden berichteten, dass sie nicht glaubten, in eine JVA zu kommen, aber auch, dass sie jahrelang Straftaten begehen konnten, und als es dann zur Verurteilung kam, sich so viel angesammelt hatte, dass sie gleich für zu lange Zeit einsitzen müssen.

An erster Stelle der Konsequenzen möchte ich nennen: psychoanalytische Kompetenzen im Umgang mit den Jugendlichen vom Kindergarten über Schule bis hin zu Einrichtungen wie der JVA. Ich hoffe, mit den acht Fallbeispielen gezeigt zu haben, welche Kompetenzen die Heranwachsenden haben, ihre Konflikte zu mentalisieren, wenn sie den Rahmen und ein Gegenüber haben, das ihnen im Sinne von Fonagy u. a. (2006) korrigierende emotionale und repräsentationale Erfahrung vermittelt, um vom Agieren zum Mentalisieren zu gelangen oder wie Herr H es ausdrückte: „Früher konnte ich nicht reden, wenn ich mich gestritten hatte, deshalb habe ich geschlagen." Herr C wünschte sich Lehrer, mit denen man lachen und über die Vergangenheit reden kann.

Es kann also nicht nur darum gehen, mehr Sozialarbeiter und Lehrer einzustellen, sondern es geht vor allem auch um die Fähigkeit, Konflikte zu verbalisieren und die Jugendlichen/Heranwachsenden in ihrer Ich- und Über-Ich-Entwicklung zu stärken. Pädagogen können sich über Weiterbildung in Psychoanalytischer Pädagogik qualifizieren. Hierzu plane ich derzeit an der Universität Mainz einen Weiterbildungs-MA in Psychoanalytischer Pädagogik. Denkbar sind aber auch Supervisionen und Kooperationen mit externen Psychoanalytikern.

Welche institutionellen Veränderungen sind zudem notwendig?

Alle meine Gesprächspartner waren bereits in der Schulzeit, manche schon im Kindergarten, massiv auffällig. Das Versagen der Hauptschule, mit den Problemen der Jugendlichen umzugehen, ist eklatant. Herr A kam mit 11 Jahren aus Afghanistan, konnte nicht schreiben, nur im Koran lesen, die Eltern sprachen kein Deutsch, und er erhielt lediglich einen sechswöchigen Deutschkurs. Herr D wurde von vielen Hauptschulen verwiesen und erlebte diese Zeit als Kriegszustand, Herr B berichtete von Kämpfen zwischen Schulen und gegen Lehrer, Herr H erlebte die Sonderschule als positiv, weil dort die Lehrerin nicht mit Strafen auf seine Aggression reagierte, sondern mit ihm in Einzelgesprächen redete. Herr F war in verschiedenen Schulen, auch der Sonderschule, machte dort aber keine positiven Erfahrungen. Herr E hatte Sprachprobleme, verstand im Unterricht nicht, wie und was er lernen sollte, und ging dann lieber klauen. In der Kriminalität hatte er mehr Erfolgserlebnisse. Herr C reinszenierte Opfer-Täter-Beziehungen in der Schule. Erst in der Berufsfachschu-